

STUDIEN ZUR DEUTSCHEN  
LITERATUR

Band 188

Herausgegeben von Wilfried Barner, Georg Braungart  
und Martina Wagner-Egelhaaf



Andreas Dittrich

# Glauben, Wissen und Sagen

Studien zu Wissen und Wissenskritik  
im ›Zauberberg‹, in den ›Schlafwandlern‹ und  
im ›Mann ohne Eigenschaften‹



Max Niemeyer Verlag Tübingen 2009

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
*<http://dnb.ddb.de>* abrufbar.

ISBN 978-3-484-18188-5      ISSN 0081-7236

© Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2009  
Ein Imprint der Walter de Gruyter GmbH & Co. KG  
*<http://www.niemeyer.de>*

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede  
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne  
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für  
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung  
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz: PTP-Berlin

Druck und Einband: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

## Vorbemerkung

Diese erkenntnisphilosophisch orientierten Studien zu Wissen und Wissenskritik im ›Zauberberg‹, in den ›Schlafwandlern‹ und im ›Mann ohne Eigenschaften‹ verfolgen weder den Anspruch, die Erkenntnistheorien Manns, Brochs oder Musils als eigenständige philosophische Positionen zu charakterisieren, noch den Anspruch, die erkenntnistheoretischen Quellen, die die drei Epochenromane voraussetzen, vollständig philologisch aufzuweisen. Der Zugriff ließe sich vielmehr als eine sprachanalytisch orientierte Form der *intellectual history* bezeichnen; es geht darum, erkenntnistheoretisch relevante Strukturen in den Texten Manns, Brochs und Musils als Weisen der kritischen und popularisierten Auseinandersetzung mit bestimmten Konstellationen der zeitgenössischen Erkenntnisphilosophie zu interpretieren. Meine Perspektive ist eine historische in dem Sinne, dass sie nicht die zeitlose Wahrheit philosophischer Aussagen oder Argumente voraussetzt, sondern systematische Fragen als historisch ausgeprägte begreift. Zugleich soll sie sensibel sein für die jeweiligen systematischen Zusammenhänge und internen Strukturen erkenntnisphilosophischer Argumentationen. Erkenntnistheoretische Frageweisen und Antwortstrategien unterliegen einerseits dem historischen Wandel, andererseits weisen sie in ihren Grundproblemen zumindest seit der Frühen Moderne eine gewisse Stabilität auf. Nähme man frühere historische Sprachstufen und denkgeschichtliche Perioden in den Blick, würde man hingegen erkennen, dass viele der seit der Frühen Moderne allgemeiner gebräuchlich gewordenen Explikationen von »Glauben«, »Wissen« und »Erkenntnis« nicht universell übertragbar sind.

Dass für die Rekonstruktion erkenntnistheoretischer Aspekte sowohl in fiktionalen wie nicht-fiktionalen Texten ein Inventar an Begriffen vorausgesetzt werden muss, das durch unser gegenwärtiges Verständnis grundiert ist, widerspricht hingegen nicht dem Anliegen, historische Aussagen als solche zu verstehen. Sowohl die literarischen als auch die erkenntnistheoretischen Texte sind nicht aus sich heraus verständlich, sie bedürfen der Interpretation; einer Interpretation, die sich unweigerlich eines begrifflichen und argumentativen Inventars sowie eines Katalogs von Fragestellungen bedient. Der Balanceakt, einerseits historische Begrifflichkeiten in ihrem jeweiligen Bedeutungsspektrum behutsam zu erfassen, andererseits ihren Gehalt nicht aktualisierend zu vereindeutigen, ist schwierig. Im Folgenden soll vor allem versucht werden, Ambiguitäten und Vagheiten in den Texten nicht in Schemata zu fügen, sondern ihr Bedeutungsspektrum und die Paradigmen, aus denen sie selegieren, so weit wie möglich je zu

rekonstruieren. Die eigenständige, ästhetisch-narrativ geformte Philosophiekritik bei Mann, Broch und Musil besteht vielfach darin, die begrenzte Leistung, den reduktiven Charakter, die internen Paradoxien oder Widersprüche bzw. die idealisierenden Prämissen erkenntnistheoretischer Argumente herauszustellen. Von eigenständigen Erkenntnistheorien kann man hier meiner Einschätzung nach nicht sprechen; wohl aber will ich zeigen, dass sich die drei Romane vor dem Hintergrund gewisser Konstellationen der zeitgenössischen Erkenntnisphilosophie vertieft interpretieren lassen.

Dabei ist es wichtig, nicht nur auf explizite Aussagen der Texte oder Selbstinterpretationen und Intentionserläuterungen der Autoren zu blicken, sondern auch auf die epistemischen Aspekte der Sprache, derer sich die Texte als sprachlich verfasste Artefakte bedienen. Wenn im Folgenden von »textinternen Epistemologien« oder von der »Text-épistémè« die Rede ist, dann sind sowohl explizite als auch implizite erkenntnistheoretisch relevante Aspekte der Texte gemeint. Wie das textanalytische Inventar durch die Analyse epistemischer Strukturen fiktionaler Texte erweitert werden könnte, werde ich im Einleitungsteil (1) knapp skizzieren. Im Anschluss will ich in einigen exemplarischen Studien zu erkenntnistheoretischen Grundfragen (2) zeigen, dass bestimmte erkenntnistheoretische Denk-, Rede- und Argumentationsweisen der *intellectual history* der Frühen Moderne in den betrachteten literarischen wie philosophischen Texten eine privilegierte Rolle spielen. Hierauf aufbauend versuche ich, in drei trotz der reichen Forschungstradition zu allen drei Epochenromanen erstmals genauer durchgeführten Vergleichsstudien (3) je einen der Romane mit je einem der paradigmatischen erkenntnistheoretischen Texte enger zu konfrontieren. Die Bibliographie (4) enthält als Anregung für die künftige Forschung eine Textliste mit erkenntnistheoretischen Kerntexten der Frühen Moderne.

Dass literarische Aussagen im fiktionalen Modus behauptet, in narrative Strukturen eingebettet, mit ästhetischen Ambiguitäten behaftet oder (zumal im Falle Thomas Manns) ironisch gebrochen sind, ist eine besondere Herausforderung für diese Interpretationen. Hier liegt gerade ein Darstellungspotential, das über die Möglichkeiten erkenntnistheoretischer Texte hinausgeht und den Mehrwert einer literarischen Wissenskritik begründet. Dieses Potential ist von der Forschung bislang nur im Ansatz erschlossen. Meine Studien müssen den umfangreichen Forschungsstand zu den drei Epochenromanen voraussetzen, wenn sie jeweils einige Schritte weiter tun. Insbesondere will ich in meinen bewusst überlappend angelegten Teilinterpretationen der Romane vertiefte Analysen der Schlüsselstellen leisten und neue zeitgenössische Kontexte in die Forschungsdebatte einbringen. Meine Studien dienen der Ergänzung bereits vorliegender erkenntnisphilosophisch geprägter Interpretationen, deren Resultate ich als gesichert ansehe und daher nicht erneut zusammentrage. Ich hoffe zeigen zu können, dass noch viel faszinierendes Neuland für die weiterführende philosophiehistorisch orientierte Forschung zu diesen Schlüsselromanen der Klassischen Moderne unbearbeitet liegt.

# Inhaltsverzeichnis

1	Grundfragen: Literatur, Sprache und Wissen	I
1.1	Vier textinterpretatorische Zugänge	I
1.1.1	Der erste Zugang: »Glauben«, »Wissen« und »Erkenntnis«	5
1.1.2	Der zweite Zugang: Wissen, Für-Wahr-Halten und Wahrheit	9
1.1.3	Der dritte Zugang: Wissen, Rationalität und Rechtfertigung	11
1.1.4	Der vierte Zugang: Wissen, Bewusstsein und Selbst-Wissen	14
1.2	Eine Wissensgeschichte der Erkenntnistheorie?	18
1.3	Die »implizite Epistemologie« literarischer Texte	24
2	Vier Lektüren der drei Epochenromane	30
2.1	Erste Lektüre: Glauben, Wissen und Erkenntnis	32
2.1.1	Erkenntnis, Kenntnis und Bekanntheit in der Textwelt des »Zauberberg«	32
2.1.2	Wissen-um und Glauben-an als textspezifische Kategorien der »Schlafwandler«	43
2.1.3	Glaubens-, Meinungs- und Überzeugungsfragen im »Mann ohne Eigenschaften«	54
2.2	Zweite Lektüre: Wissen, Für-Wahr-Halten und Wahrheit	65
2.2.1	Wahrheit und Wissen als strittige »Glaubensfragen« im »Zauberberg«	65
2.2.2	Intuition als »Wahrheits«- und »Evidenzgefühl« in den »Schlafwandlern«	73
2.2.3	Die hypothetische Wahrheitssuche als Ideal des »Mann ohne Eigenschaften«	83
2.3	Dritte Lektüre: Wissen, Rationalität und Rechtfertigung	93
2.3.1	Kategorien rationalen Wissens im »Zauberberg« als transzendentaler »Zeitroman«	93
2.3.2	Das Irrationale als »Vehikel, das alle Kategorien begleitet« in den »Schlafwandlern«	102
2.3.3	Perspektivische »Ordnungen« und rationale »Ordnung« im »Mann ohne Eigenschaften«	111

2.4	Vierte Lektüre: Wissen, Bewusstsein und Selbstwissen . . . . .	117
2.4.1	Die Undurchsichtigkeit des Selbstbewusstseins als Leitmotiv des ›Zauberberg‹ . . . . .	117
2.4.2	Die Rolle von Bewusstheit, Selbstwissen und Subjektivität in den ›Schlafwandlern‹ . . . . .	123
2.4.3	Der Widerstreit zwischen ›Selbstlosigkeit‹ und ›Personhaftigkeit‹ im ›Mann ohne Eigenschaften‹ . . . . .	129
3	Drei engere Vergleichsstudien . . . . .	137
3.1	Thomas Manns ›Der Zauberberg‹ und Ernst Haeckels ›Die Welträtsel‹ . . . . .	139
3.1.1	Philosophische Erkenntnis als wissenschaftliches Wissen oder als Weltanschauung? . . . . .	139
3.1.2	Ein erkenntnistheoretischer ›Glaubenskrieg‹ zwischen Monismus und Dualismus . . . . .	145
3.1.3	Metaphysische Spekulationen über ›Substanz‹, ›Urzeugung‹, Raum und Zeit . . . . .	156
3.1.4	Naturalistische und transzendentalistische Deutungen von Sprache und Denken . . . . .	169
3.1.5	›Substanz‹ und ›Ding an sich‹ als die hartnäckigsten Rätsel des Monismus . . . . .	175
3.1.6	Reflexionen zum Problem von personaler Identität, Bewusstsein und Selbstwissen . . . . .	180
3.1.7	Erkenntnisphilosophie und Ethik: das Verhältnis von Wissen und Wert . . . . .	194
3.2	Hermann Brochs ›Die Schlafwandler‹ und Hermann Cohens ›Logik der reinen Erkenntnis‹ . . . . .	203
3.2.1	Die mannigfaltigen Bedeutungen der Ausdrücke ›Wissen‹ und ›Erkenntnis‹ . . . . .	203
3.2.2	Ist Erkenntnislogik von Erkenntnistheorie und Erkenntnispsychologie zu trennen? . . . . .	211
3.2.3	Erkennen und Erkanntes: zur idealistischen Einheit von ›Denken‹ und ›Sein‹ . . . . .	226
3.2.4	Spiegeln sprachliche Ausdrucksweisen die ›Logik‹ des Denkens wider? . . . . .	237
3.2.5	›Logos‹ und ›Ursprung‹ als Grundannahmen der Erkenntnislogik . . . . .	245
3.2.6	Der strittige Status des ›Ich‹: logisches Subjekt oder personales Bewusstsein? . . . . .	252
3.2.7	Transzendentalität der Logik, Systemdenken und wissenschaftlicher Wandel . . . . .	261
3.3	Robert Musils ›Der Mann ohne Eigenschaften‹ und Ludwig Wittgensteins ›Tractatus logico-philosophicus‹ . . . . .	268

3.3.1	Die Tilgung des Subjekts in der Analyse von »Glauben« und »Wissen« . . . . .	268
3.3.2	Weisen der Abbildung der »Welt« in der Sprache und im Denken . . . . .	279
3.3.3	Perspektiven, Möglichkeiten, Relationen – die Herausforderung der Substanzontologie . . . . .	286
3.3.4	Reflexionen über die Sprache als Abbild der Welt und Ausdruck der Gedanken . . . . .	297
3.3.5	»Schweigen« – gibt es ein Kriterium zur Abgrenzung des Sagbaren vom Unsagbaren? . . . . .	310
3.3.6	Das Subjekt als transzendentes Ego oder als personales Bewusstsein . . . . .	319
3.3.7	»Leiter auf Leiter« – zur Abgrenzung von Logik, Ethik und Ästhetik . . . . .	325
4	Schlussbemerkungen . . . . .	336
5	Bibliographie . . . . .	341
5.1	Ausgewählte Primärliteratur . . . . .	341
5.1.1	Literarische Schriften und Essays . . . . .	341
5.1.2	Philosophische Schriften . . . . .	342
5.2	Ausgewählte Forschungsliteratur . . . . .	347

*Für Magdalena und Michael Dittrich*

*Für Julia*

# I Grundfragen: Literatur, Sprache und Wissen

## 1.1. Vier textinterpretatorische Zugänge

Wissens-Fragen sind genuin erkenntnistheoretische Fragen. Als Disziplin der theoretischen Philosophie ist Erkenntnistheorie die Lehre vom Glauben, Wissen und Erkennen, die sich mit Grundfragen wie den folgenden befasst: Was kennzeichnet Wissen? Was sind die Quellen, der Umfang und die Grenzen des Wissens? Wie ist unser Wissen strukturiert? usf. Obwohl die Wissensanalyse längst nicht mehr nur an der Sprachlichkeit anknüpft, spielt der sprachanalytische Zugang zum Glaubens-, Wissens- und Erkenntnisbegriff weiterhin eine tragende Rolle.<sup>1</sup>

Die Grundintuitionen, die sich an die Ausdrücke »Glauben«, »Wissen« und »Sagen« (im Sinne von ›Ausdrücken oder ›Äußern‹) knüpfen, scheinen auf den ersten Blick unstrittiger zu sein als sie tatsächlich sind: Wir wissen manches, über uns selbst und über Sachverhalte der Welt, über gegenwärtige wie vergangene Tatsachen. Wir finden uns unausgesetzt eingebettet in epistemische Kontexte, bilden Überzeugungen und versprachlichen sie. Vieles glauben wir, manches wissen wir, einiges glauben wir zu wissen. Es scheint Wissensgehalte zu geben, deren wir uns unmittelbar bewusst sind (ein Wissen-dass) und solche, die wir eher unreflektiert im alltäglichen Tun und Denken anwenden (ein Gewusst-wie).<sup>2</sup> In welchen Fällen liegt Wissen vor, in welchen Glauben? Wie lassen sich der Wissens- und der Glaubensbegriff charakterisieren? Wie können wir auf nicht-eigene Glaubens- und Wissensgehalte, etwa die anderer Personen, zeitlich oder

---

<sup>1</sup> Vgl. Armstrong: *Belief, Truth and Knowledge*; Audi: *Belief, Justification, and Knowledge*; Bieri (Hg.): *Analytische Philosophie der Erkenntnis*; Chisholm: *Theory of Knowledge*. Die hier gewählte Darstellung stützt sich vielfach auf Baumann: *Erkenntnistheorie*, und Kutschera: *Grundfragen der Erkenntnistheorie*. Ein Abriss ähnlicher Überlegungen zu Literatur, Sprache und Wissen findet sich in Dittrich: »Ich weiß und du weißt, wir wußten, / wir wußten nicht«, S. 589–594. Zur Anwendbarkeit erkenntnisphilosophischer Begrifflichkeiten für die Analyse von Literatur vgl. auch Köppe: *Literatur und Erkenntnis*, S. 9–22.

<sup>2</sup> Zur Diskussion der sprachlichen, begrifflichen und sachlichen Unterscheidung zwischen Wissen-dass (*knowing-that*) und Gewusst-wie (*knowing-how*) vgl. Ryle: *Knowing How and Knowing That*; *The Concept of Mind*; kritisch hierzu Snowdon: *Knowing How and Knowing That*, sowie Stanley/Williamson: *Knowing How*.

räumlich entfernter epistemischer Kollektive, zugreifen? Solche Fragen sind Teil der philosophischen Erkenntnistheorie.

Nicht nur für die Erkenntnistheorie, auch für jede historisch orientierte Textanalyse spielt die Sprachlichkeit von Glaubens- und Wissensäußerungen, also das sprachlich ausgedrückte Geglaubte und Gewusste, eine Schlüsselrolle. Wer Texte interpretiert, indem er/sie die historische Semantik und Pragmatik rekonstruiert, legt Wissensbestände für eine Sprach-, Denk- oder Wissensgeschichte an. Auch sprachlich verfasste Literatur bedient sich des Materials der ›Normalsprache‹ und damit der logischen Implikationen, pragmatischen Implikaturen und Präsuppositionen von Sprach- und Weltwissen, die dieses Gesagte transportiert. Dass literarische Texte mit Vagheiten arbeiten und häufig in ihrer sprachlichen Selbstbezüglichkeit auf die Instabilität des eigenen Aussagens verweisen, ist kein Einwand gegen das Gelten primärer Sprachintuitionen. Auch in literarischen Texten finden sich begriffliche Zuschreibungen, sprachliche Prädikationen und das Ausdrücken von Überzeugungen und Wissen. Solche Intuitionen mit Hilfe eines sprachanalytischen Begriffsinventars zu fassen, ist der Weg der wissens- und literarhistorischen Interpretation, den ich einschlagen will.

Um die textinterpretatorische Leistung eines solchen Zugangs zu prüfen, werde ich in diesem Grundlegungsteil systematische Aspekte anhand je einer Textpassage aus den drei paradigmatischen Metaromanen<sup>3</sup> der Frühen Moderne verdeutlichen, also an Texten, die ihrem Anspruch nach wesentliche Strukturen des ›Denksystems‹ ihrer Epoche textintern abbilden: Thomas Manns (1875–1955) ›Der Zauberberg‹ (1924), Hermann Brochs (1886–1951) ›Die Schlafwandler‹ (1930–32) und Robert Musils (1880–1942) ›Der Mann ohne Eigenschaften‹ (1930/32).<sup>4</sup> Um eine Analyse erkenntnistheoretisch relevanter Aspekte dieser drei

---

<sup>3</sup> Maillard/Titzmann: Literatur und Wissen(schaften) 1890–1935, charakterisieren den ›Zauberberg‹, den ›Mann ohne Eigenschaften‹ und die ›Schlafwandler‹ als »Metatexte [...], in denen die Epoche sich selbst und ihren internen Wandel reflektiert« (10). Diese Romane zeichne in prominenter Weise eine vielfältige Bezugnahme auf Diskurse, Wissensmengen sowie ideologische und erkenntnistheoretische Positionen der Epoche aus, wobei der »metadisziplinäre, epistemologische Diskurs der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorien« einen hohen Stellenwert innehatte (17); zu text- und wissensanalytisch möglichen Relationen »zwischen Literatur und epistemologischem Wissen« vgl. S. 18f.

<sup>4</sup> Primärtextnachweise beziehen sich in der Folge grundsätzlich auf die in der Bibliographie angeführten Ausgaben. Für dieses Grundlegungskapitel gilt: Textzitate aus den drei angegebenen Passagen werden mit »Text 1«, »Text 2« bzw. »Text 3« gekennzeichnet; die übrigen Textzitate dieses Teils beziehen sich auf die Kapitel, denen diese Textstellen entstammen. Auf folgende thematisch einschlägige Kerntexte der Forschungsliteratur sei vorab verwiesen: (1) Zum ›Zauberberg‹: Cohn: »Ein eigentlich träumerischer Doppelsinn«; Erkm: Nietzsche im ›Zauberberg‹; Hinz: Verfallsanalyse und Utopie; Köneker: Raum der Zeitlosigkeit; Kristiansen: Uniform – Form – Überform; sowie Reidel-Schrewe: Die Raumstruktur des narrativen Textes. (2) Zu den ›Schlafwandlern‹: Brinkmann: Zu Brochs Symbolbegriff; Cohn: Psycho-Analogies; Gabriel-Blouvac: L'identité

Romane vor dem Hintergrund bestimmter Konstellationen der zeitgenössischen Erkenntnistheorien wird es in dieser Arbeit gehen. Eine solche Partialinterpretation muss sich daran messen, ob sich die literarischen Texte vertieft interpretieren lassen, wenn sie auf Aspekte des Zusammenhangs von Glauben, Wissen und Sagen hin befragt werden. Was dies bedeutet, lässt sich anhand folgender drei Passagen verdeutlichen:

Text 1:

Was war das Leben? Man wußte es nicht. Es war sich seiner bewußt, unzweifelhaft, sobald es Leben war, aber es wußte nicht, was es sei. Bewußtsein als Reizempfindlichkeit, unzweifelhaft, erwachte bis zu einem gewissen Grade schon auf den niedrigsten, ungebildetsten Stufen seines Vorkommens, es war unmöglich, das erste Auftreten bewußter Vorgänge an irgendeinen Punkt seiner allgemeinen oder individuellen Geschichte zu binden, Bewußtsein etwa durch das Vorhandensein eines Nervensystems zu bedingen. [...] Bewußtsein seiner selbst war also schlechthin eine Funktion der zum Leben geordneten Materie, und bei höherer Verstärkung wandte die Funktion sich gegen ihren eigenen Träger, ward zum Trachten nach Ergründung und Erklärung des Phänomens, das sie zeitigte, einem hoffnungsvoll-hoffnungslosen Trachten des Lebens nach Selbsterkenntnis, einem Sich-in-sich-Wühlen der Natur, vergeblich am Ende, da Natur in Erkenntnis nicht aufgehen, Leben im Letzten sich nicht belauschen kann. / Was war das Leben? Niemand wußte es. Niemand kannte den natürlichen Punkt, an dem es entsprang und sich entzündete. Nichts war unvermittelt oder nur schlecht vermittelt im Bereiche des Lebens von jenem Punkte an; aber das Leben selbst erschien unvermittelt. (Der Zauberberg, 416f.)

Text 2:

Erkenntnisse, die mittels Fasten und Kasteiungen zustande kommen, entbehren sicherlich der letzten logischen Schärfe. Ich glaube mit Bestimmtheit sagen zu dürfen, daß sich um jene Zeit eine Änderung meines Erkenntniszustandes vollzog. [...] Legte ich

---

du Moi; Grimrath: Hermann Broch: ›Die Schlafwandler‹; Kahler: Die Philosophie von Hermann Broch; Werttheorie und Erkenntnistheorie bei Hermann Broch; Krapoth: Dichtung und Philosophie; Kreutzer: Erkenntnistheorie und Prophetie; Lorenz: Brochs erkenntnistheoretisches Programm; Philosophische Dichtung; Menges: Kritische Studien zur Wertphilosophie; Schlant: Die Philosophie Hermann Brochs; sowie Vollhardt: Hermann Brochs geschichtliche Stellung. (3) Zum ›Mann ohne Eigenschaften‹: Bonacchi: Die Gestalt der Dichtung; Czaja: Psychophysische Grundperspektiven und Essayismus; Döring: Ästhetische Erfahrung als Erkenntnis des Ethischen; Frank: Auf der Suche nach einem Grund; Remythisierte Erkenntniskritik; Gies: Musils Konzeption des ›Sentimentalen Denkens‹; Heydebrand: Die Reflexionen Ulrichs in Robert Musils Roman ›Der Mann ohne Eigenschaften‹; Jacob: Bildschrift – Schriftbild; Kaiser-el-Safti: Robert Musil und die Psychologie seiner Zeit; Kassung: EntropieGeschichten; Luserke: Wirklichkeit und Möglichkeit; Martens: Ein Text ohne Ende für den Denkenden; Menges: Abstrakte Welt und Eigenschaftslosigkeit; Rußegger: Kinema mundi; sowie Rzehak: Musil und Nietzsche. Allgemein zu erkenntnistheoretischen Hintergründen der Literatur der Frühen Moderne: Maillard (Hg.): Littérature et théorie de la connaissance 1890–1935; Maillard/Titzmann (Hg.): Literatur und Wissen(schaften) 1890–1935; sowie Richter/Schönert/Titzmann (Hg.): Die Literatur und die Wissenschaften, hier insb. S. 9–36.

mir zum Beispiel die alte Frage vor, ob mein Leben noch eine sinnhafte Wirklichkeit besäße, so war es jenes Körpergefühl, das mir Antwort erteilte und mir die Gewißheit schenkte, in einer Art Wirklichkeit zweiter Stufe zu leben, daß eine Art unwirklicher Wirklichkeit, wirklicher Unwirklichkeit angehoben hatte, und sie durchrieselte mich mit sonderbarer Freudigkeit. Es war eine Art Schwebestand zwischen Noch-nicht-Wissen und Schon-Wissen, es war Sinnbild, das sich nochmals versinnbildlichte, ein Schlafwandeln, das ins Helle führte [...] – es war eine beinahe körperliche Erkenntnis, mit der ich die höhere platonische Wirklichkeit der Welt aufnahm, und alles in mir war voller Sicherheit, daß ich bloß einen geringen Schritt zu tun brauchte, um solch körperliche Erkenntnis in eine rationale zu verwandeln. / In dieser schwebenden Wirklichkeit strömten die Dinge auf mich zu, sie strömten in mich ein, und ich mußte mich nicht um sie bemühen. [...] Ich will nicht mehr denken, nicht etwa, weil ich unfähig dazu wäre, sondern ich denke nicht mehr, weil ich es verachte. Gewiß bin ich noch nicht so weise geworden, ich maße mir durchaus nicht an, jene letzte Stufe des Wissens erreicht zu haben, daß ich mich über das Wissen stellen dürfte, ach, viel zu tief stehe ich unter dem Wissen, es ist viel eher die Angst, das Schwebende zu verlieren, die sich hinter der Verachtung des Wortes verbirgt. Oder ist es die plötzlich erwachte Überzeugung, daß die Einheit von Denken und Sein nur im bescheidensten Rahmen zu verwirklichen ist? Denken und Sein beides auf ein Minimum reduziert! (Die Schlafwandler, III, ›Huguenau oder die Sachlichkeit‹, 634–636)

Text 3:

Ulrich entgegnete lebhaft: »Wenn ich mich an meine früheste Zeit erinnere, so möchte ich sagen, daß damals Innen und Außen kaum noch getrennt waren. [...] Wir besaßen uns ja noch nicht selbst; eigentlich waren wir überhaupt noch nicht, unsere persönlichen Zustände waren noch nicht deutlich von denen der Welt abgeschieden. Es klingt sonderbar, und ist doch wahr, wenn ich sage, unsere Gefühle, unsere Willnisse, ja wir selbst waren noch nicht ganz in uns darin. Noch sonderbarer ist, daß ich ebenso gut sagen könnte: waren noch nicht ganz von uns entfernt. Denn wenn du dich heute, wo du ganz im Besitz deiner selbst zu sein glaubst, ausnahmsweise einmal fragen solltest, wer du eigentlich seist, wirst du diese Entdeckung machen. Du wirst dich immer von außen sehn wie ein Ding. [...] Mit aller Beobachtung wird es dir höchstens gelingen, hinter dich zu kommen, aber niemals in dich. Du bleibst außer dir, was immer du unternimmst, und es sind davon gerade nur jene wenigen Augenblicke ausgenommen, wo man von dir sagen würde, du seist außer dir. Zur Entschädigung haben wir es allerdings als Erwachsene dahin gebracht, bei jeder Gelegenheit denken zu können ›Ich bin, falls uns das Spaß macht. Du siehst einen Wagen, und irgendwie siehst du schattenhaft dabei auch: ›ich sehe einen Wagen‹. Du liebst oder bist traurig und siehst, daß du es bist. In vollem Sinn ist aber weder der Wagen, noch ist deine Trauer oder deine Liebe, noch bist du selbst ganz da. Nichts ist mehr ganz so da, wie es in der Kindheit einmal gewesen ist. Sondern es ist alles, was du berührst, bis an dein Innerstes verhältnismäßig erstarrt, sobald du es erreicht hast eine ›Persönlichkeit‹ zu sein, und übriggeblieben ist, umhüllt von einem durch und durch äußerlichen Sein, ein gespenstiger Nebelfaden der Selbstgewißheit und trüber Selbstliebe.« (Der Mann ohne Eigenschaften, 902)

Ein erster Blick auf die Textauszüge zeigt, dass nicht nur epistemische Ausdrücke wie »glauben«, »wissen« und »erkennen« (»niemand wußte es«, »ich glaube [...] sagen zu dürfen«, »wo du ganz im Besitz deiner selbst zu sein glaubst«, »die plötzlich erwachte Überzeugung«, »eine beinahe körperliche Erkenntnis«)

und erkenntnistheoretische Stichworte wie »Bewusstsein« (»Bewußtsein seiner selbst«), »Selbsterkenntnis« und »Gewissheit« (»Selbstgewißheit«) markiert eingesetzt sind, sondern jeweils ein komplexer Sinn über diese Begriffe zur Entfaltung kommt: »es war sich seiner bewußt, unzweifelhaft, sobald es Leben war, aber es wußte nicht, was es sei« (Text 1); »zwischen Noch-nicht-Wissen und Schon-Wissen« (Text 2); »ein gespenstiger Nebelfaden der Selbstgewißheit und trüber Selbstliebe« (Text 3). Sind solche Aussagen über Glauben und Wissen interpretatorisch zugänglich? Ich denke, dass einige Formen der (sprach)analytischen Erkenntnistheorie, also der Analyse von Aspekten von Glauben und Wissen über ihr sprachliches Ausgedrückt-Sein, Instrumente bereitstellen, die für die Rekonstruktion von Sinnaspekten literarischer Texte einsetzbar sind. Dies will ich anhand einiger Intuitionen skizzieren, um die Leistungen und Grenzen eines solchen Zugangs zu prüfen. Im Zentrum dieser Überlegungen wird die spezifisch literarische Verarbeitung von vier Grundproblemen der Relation von »Glauben«, »Wissen« und »Sagen« stehen:

- (a) Die historische Semantik, die Verwendungskontexte und die Relationen der Ausdrücke »Glauben«, »Wissen« und »Erkenntnis« (Inwieweit setzen »Wissen« und »Erkenntnis« ein »Glauben« voraus?).
- (b) Der Zusammenhang von Wissen, Für-Wahr-Halten und Wahrheit (Welchen Wahrheitsbegriff impliziert Wissen im Gegensatz zu Für-Wahr-Halten?).
- (c) Die Relation von Wissen, Rationalität und Rechtfertigung (Wie lassen sich Überzeugungen rational rechtfertigen?).
- (d) Das Verhältnis von Wissen, Bewusstsein und Selbstwissen (Weiß diejenige Person, die etwas glaubt oder weiß, dass sie sich in diesen kognitiven Modi befindet?).

#### 1.1.1. Der erste Zugang: »Glauben«, »Wissen« und »Erkenntnis«

Die Worte »Meinung«, »Glauben« und »Überzeugung« haben in der Alltagssprache verschiedene Bedeutungen, für die seit der Frühen Moderne entfaltete (sprach)analytische Erkenntnistheorie relevant ist aber der spezifische Sinn des »Für-Wahr-Haltens«, der starken subjektiven Überzeugung. Überzeugungen sind, so wird argumentiert, Überzeugungen, *dass* sich etwas so oder so verhält, sie haben einen propositionalen Inhalt ( $p$ ); sie sind Überzeugungen *von* jemandem, also mentale Zustände eines Subjekts ( $S$ ). Nach dieser Standardauffassung haben Zuschreibungen von Überzeugungen die Form: » $S$  glaubt, dass  $p$ «. Die Proposition  $p$  ( $x$  ist der Fall) wird in einem assertorischen Satz (» $x$  ist der Fall«) ausgedrückt. Im Fall des Wissens lässt sich ähnlich argumentieren: Wo immer Wissen vorliegt, gibt es jemanden, der dieses Wissen hat, ein Wissenssubjekt ( $S$ ); zudem ist Wissen ein Wissen, *dass* etwas sich so und so verhält, also propositionaler Natur ( $p$ ), es kann sprachlich durch einen Dass-Satz ausgedrückt werden. Nach dieser Standardanalyse haben Zuschreibungen von Wissen die Form: » $S$  weiß, dass  $p$ «. Das grundlegende Satzschema für das Selbstwissen oder Selbstbewusstsein ist entsprechend: » $S$  weiß, dass  $S$  weiß, dass  $p$ «. Solche Schemata liefern

strukturierte Raster, die für eine weiter reichende Interpretation als Folie vorausgesetzt werden können. Nur anhand solcher Folien lassen sich Abweichungen erfassen.

Sollen die Ausdrücke »Glauben« und »Wissen« geklärt werden, ist zu fragen, welche Instanz als Wissenssubjekt infrage kommt und wie gewusste Gehalte sich zu dieser Instanz einerseits, zum Zu-Wissenden (also etwa Welt-Sachverhalten) andererseits, verhalten. Wichtig ist, dass ein philosophischer Zugriff auf Wissen dabei nicht auf einen deskriptiven Wissensbegriff abzielt, sondern über paradigmatische Fälle geäußerten Wissens Aufschluss über rationales Wissen, mehr noch, über notwendige Bedingungen für das Vorliegen von »Wissen«, erhalten will. Worin diese Differenz besteht, kann anhand von Text 1 aus dem »Zauberberg« verdeutlicht werden, der mit einer begriffsanalytischen Redeweise einsetzt: »Was war das Leben? Man wußte es nicht.« Am Ende steht: »Was war das Leben? Niemand wußte es.« Der essentialistische Modus solcher Was-ist-x-Fragen zielt – hier präterital gefasst – auf die begrifflich »wesentlichen« Eigenschaften des Abstraktums »das Leben«, das hier teilsynonym mit »(Selbst-)Bewusstsein« gebraucht ist. Dadurch ergibt sich von vornherein ein Gegensatz zum dann angeführten (natur)wissenschaftlichen, grundsätzlich falliblen Hypothesenwissen (vgl. im »Mann ohne Eigenschaften« 900: die »Wissenschaft [...], deren Gesetze man [...] nicht für unverbrüchlich ansieht«). Die beiden Rahmenfragen sind äquivalent (alle nicht  $\approx$  »nicht einer) und wegen ihres essentialistischen Modus (im »Zauberberg«, 427: eine »mystische Erklärung«) nicht mit Verweis auf wissenschaftlich gesicherte Wissensbestände zu beantworten. Eben diese Asymmetrie der Wissensbegriffe ist eine der Aussagen dieser Textstelle.

Ob sich erkenntnistheoretisch relevante Begriffe in einer solchen Weise »wesensmäßig« definieren lassen, ist schon in der Frühen Moderne eine strittige Frage. Für die Textanalyse ist festzuhalten, dass in den literarischen Texten nicht nur Fälle von Wissen durch den Einsatz epistemischer Ausdrücke ausgezeichnet werden, sondern auch die Frage zur Sprache kommt, wie man ein Wissen, *was* Wissen ist oder ein Wissen, *wie* es ist Wissen zu haben, charakterisieren kann. Text 2 aus den »Schlafwandlern« differenziert etwa zwischen »Erkenntnis« als Wissensgehalt (»Erkenntnisse«), als Erkenntnisakt (»eine [...] Erkenntnis, mit der ich [...] aufnahm«) und als dispositionaler Zustand des Erkenntnissubjekts (»eine Änderung meines Erkenntniszustandes«). Es zeigt sich, dass der Ausdruck »Erkennen« bzw. »Erkenntnis« im Gegensatz zum Ausdruck »Wissen« mehrdeutig ist, denn er kann sowohl den Vorgang des Erkennens als auch das Ergebnis des Erkenntnisvorgangs bezeichnen. Der literarische Text nutzt eine Mehrdeutigkeit des Ausdrucks »Erkenntnis«, die neuere Erkenntnistheorien durch die Beschränkung auf den Ausdruck »Wissen« zu vermeiden suchen. »Wissen« meint in Text 2 nicht nur das Insgesamt des Gewussten, sondern auch einen mentalen Zustand, in dem sich das Wissenssubjekt befindet. Jede weitere Interpretation erkenntnistheoretisch relevanter Aspekte dieser Passage wird diese Differenz beachten müssen.

Es lässt sich noch mehr aus dem sprachlichen Material erschließen. Die epistemischen Verben »glauben«, »wissen« und »erkennen« schließen grammatisch Dass-Sätze oder Infinitivkonstruktionen an, werden also propositional gebraucht (»S glaubt/weiß/erkennt, dass  $p$ «). Die zitierten Kapitel des ›Zauberberg‹, des ›Mann ohne Eigenschaften‹ und der ›Schlafwandler‹ sind gespickt mit Verschränkungen und Iterationen solcher epistemischen Verbphrasen. Das Kapitel, in dem sich Text 3 findet, setzt mit einer solchermaßen markierten Struktur ein: »Du mußt wissen, [...] daß [ $p$ ]. Ich weiß nicht, wie ich das am besten beschreibe. Ich könnte [...] sagen, daß [ $q$ ].« (899) Bereits zu Beginn des Dialogs wird eine Formel gesetzt, die die Asymmetrie der kognitiven Perspektiven der Sprecher betont. Fraglich ist die Ausdrückbarkeit oder Mitteilbarkeit introspezierter eigenmentaler Gehalte. Das Gewusst-wie des Ausdrückens, die Frage der Aussagbarkeit von Eigenmentalem, stellt sich im Textfortlauf stets erneut und mündet in kontrafaktische Formeln (›ich könnte sagen, dass‹) oder in ein Nicht-Wissen und Nicht-Sagen: »Ich weiß nicht mehr, was ich dir erzähle. Ich glaube, ich finde nicht mehr zum Anfang zurück.« / Sie schwiegen eine Weile.« (901) Ähnlich wie im betrachteten Kapitel der ›Schlafwandler‹ werden im ›Mann ohne Eigenschaften‹ epistemische Ausdrücke nicht nur eingesetzt, um Gewusstes auszusagen, sondern auch, um mentale Zustände und kognitive Perspektiven der Wissenssubjekte zu zeigen.

Dieses Gezeigte ist nur verständlich, wenn die Verwendungsweisen epistemischer Ausdrücke in den Texten möglichst genau charakterisiert werden. Inwieweit ein Ausdruck bedeutungstragend ist, lässt sich nur erfassen, wenn man die Paradigmen kennt, aus denen selektiert wird. Während etwa der direkte Anschluss eines Akkusativobjekts für \*»S glaubt/weiß  $o$ « ungrammatisch wäre, ist er für »S erkennt  $o$ « oder »S kennt  $o$ « (»niemand kannte den natürlichen Punkt«, Text 1) möglich, wobei »erkennen« vollständig als dreistelliger Relationsausdruck verwendet zu werden scheint: »S erkennt  $o_1$  als  $o_2$ «. »Wissen« kann lediglich die Ergänzung »es« als Substitut für einen propositionalen Ausdruck anschließen. Diesen Effekt des andeutenden Nicht-Sagens durch die Partikel »es« nutzt Text 1 aus dem ›Zauberberg‹: »Man wußte es nicht. [...] Niemand wußte es.« Weiterhin ist der präpositionale Ausdruck in »S glaubt an  $o$ « wohlgeformt; ob dieser Ausdruck in die propositionale Form »S glaubt, dass  $p$ « übersetzt werden kann, ist wegen seiner nicht-epistemischen Komponenten fraglich. Diese Spezialbedeutung eines Glaubens-an setzt der ›Mann ohne Eigenschaften‹ geradezu leitmotivisch gegen ein rationales Glauben-dass, wobei es auf das Signal des unrechtfertigbaren Glaubens-an hin regelmäßig zum Abbruch der Mitteilung von Überzeugungsgehalten kommt: »Du glaubst also nicht wirklich daran?« fragte Agathe. / Darauf antwortete Ulrich nicht.« (906) Solche Dialogsituationen geben Aufschlüsse über exemplifizierte epistemische Aussagen. Die alltäglichen Fragen: »Warum glaubst du das?«, »Woher weißt du das?« oder »Woran erkennst du das?« verweisen in den Romanen auf Rechtfertigungs- und Kontextbezüge und dienen dazu, die Perspektiven der Bewusstseinssträger gegeneinander abzusetzen. Solche Differenzen

zwischen Glauben-dass, Glauben-an und Wissen-dass sind in allen drei Romanen sinnstiftend.

Unabhängig davon, ob die Einstellung des »Glaubens« (*doxa*) oder des »Wissens« (*epistêmê*) vorliegt, markieren epistemisch modalisierte Aussagesätze reflexiv den Grad an Sprechersicherheit. Wer ein Wissen behauptet, scheint einerseits die subjektive Sicherheit des Für-Wahr-Haltens zu implizieren; insofern könnte man sagen, dass ein »Wissen« ein »Glauben« voraussetzt. Die Form \*»Ich weiß, dass *p*, aber glaube es nicht« scheint ungrammatisch zu sein. Andererseits ist interessant, dass schon der bloße assertorische Aussagesatz aus der Ich-Perspektive ein Maximum an Sprechersicherheit anzeigt. Wer einen Satz unmodalisiert behauptet, kann sein Für-Wahr-Halten nicht rückwirkend negieren: \*»Es ist der Fall, dass *p*, aber ich glaube es nicht«. Von diesem Effekt der Abschwächung durch pragmatische Versicherung macht in subtiler Weise Text 2 Gebrauch, der mit der Quasi-Versicherungsformel: »ich glaube mit Bestimmtheit sagen zu dürfen, dass [*p*]« nicht nur eine Variante des Glaubensprädikates einführt, sondern die Sprechersicherheit durch das epistemische Verb (»ich glaube«), das Modalverb (»dürfen«) und den Präpositionalausdruck (»mit Bestimmtheit«) im Vergleich zur bloßen assertorischen Äußerung mindert (ähnlich Text 3: »so möchte ich sagen, dass [*q*]«). Solche Nachdruckformeln, die das Ausgesagte auf einen geringeren Grad an Sprechersicherheit hin abschwächen, finden sich zuhauf in den betrachteten Kapiteln. Nicht nur das Geglaubte und das als »Wissen« Ausgewiesene ist von einer Verunsicherung beeinträchtigt, sondern auch der Sprecherglaube der Subjekte, die solche Gehalte äußern.

Versteht man *das* Wissen von *S* als die Gesamtheit der von *S* gewussten Gehalte, so kann man differenzieren zwischen Sachverhalten als Glaubens- bzw. Wissensinhalten und Sachverhalten des Glaubens bzw. Wissens. »Nicht-Wissen« kann sich folglich auf zu wissende Sachverhalte beziehen, deren Bestehen angenommen wird (im »Zauberberg«: »man wußte [...] fast nichts«, 426; »all dieses Unwissen«, 427; »es wußte nicht, was es sei«, Text 1) oder deren Bestehen unentscheidbar ist (»ich weiß keine entscheidende Antwort darauf«, »Mann ohne Eigenschaften« 902). Höherstufiges Nicht-Wissen kann aber auch in der Selbstbefragung auf den Sachverhalt des eigenen Glaubens oder Wissens hin vorliegen. Solche unklaren Fälle von Gewusst oder Nicht-Gewusst sind im »Mann ohne Eigenschaften« wiederkehrende Aspekte: »Man weiß dann nicht: schreit man, oder ist es totenstill?« (906) Nicht nur der Modus des dezidierten Nicht-Wissens oder Nicht-Glaubens dominiert alle drei Kapitel. Auch eine elementare Verunsicherung der Sprecher über das eigene Glauben und Wissen (»ich weiß ja selbst nicht, was ich meine« / »Da meinst du gerade das, wovon wir gesprochen haben«, 907) und über das Gewusst-wie des Aussagens von Gewusstem und Geglaubtem ist ausgedrückt: »Ich weiß nicht mehr, was ich dir erzähle. Ich glaube, ich finde nicht mehr zum Anfang zurück. / Sie schwiegen eine Weile.« (901) Dieser Befund zeigt, dass epistemische Aussagen nicht nur über die Ebene des Glaubens und

Wissens und die höherstufige Ebene des Selbstwissens gemacht werden, sondern auch über die Sagbarkeit von Geglaubtem und Gewusstem.

### 1.1.2. Der zweite Zugang: Wissen, Für-Wahr-Halten und Wahrheit

»Wissen« setzt eine Überzeugung voraus, ist aber nicht identisch mit bloßem Für-Wahr-Halten. Für das Vorliegen von Wissen müssen Bedingungen erfüllt sein, die der jeweilige Wissensbegriff festlegt. In der Frühen Moderne noch weitgehend unangefochten ist das Grundschema des klassischen Wissensbegriffs. Der weite klassische Wissensbegriff (»Wissen als wahre Überzeugung«) formuliert zwei notwendige und gemeinsam hinreichende Bedingungen für Wissen: »S weiß, dass  $p$  gilt, genau dann wenn (gdw.)  $S$  glaubt, dass  $p$  gilt, und  $p$  gilt«. Wissen ist in die subjektive Komponente der Überzeugung (» $S$  glaubt, dass  $p$ «) und die objektive Komponente der Wahrheit (»es ist der Fall, dass  $p$ «) aufgespalten. Die engeren klassischen Wissensbegriffe (»Wissen als wahre und fundierte Überzeugung«) variieren folgendes Dreierschema: » $S$  weiß, dass  $p$  gilt, gdw.  $S$  glaubt, dass  $p$  gilt, diese Annahme fundiert ist, und  $p$  gilt«. Hinzugekommen ist eine dritte notwendige Bedingung für das Vorliegen von »Wissen«, die Bedingung der Fundiertheit oder Rechtfertigung. In allen diesen Varianten ist eine Bedingung zentral: Im Gegensatz zu Geglaubtem muss Gewusstes *als* Gewusstes wahr sein.

Was kann wahr sein? Als Wahrheitswertträger kommen in den Erkenntnistheorien sowohl sprachliche Entitäten (Aussagesätze oder Äußerungen) als auch nicht-sprachliche Entitäten (Urteile, Überzeugungen, Propositionen) in Betracht. Urteile und Überzeugungen sind mentaler Natur, lassen sich aber prinzipiell durch Aussagesätze ausdrücken; Propositionen können interpretiert werden als Inhalte von Urteilen oder Sätzen. Sätze bzw. Äußerungen gehören allerdings einer Sprache an, während der Begriff der Wahrheit nicht sprachrelativ zu sein scheint. Andererseits sind solche sprachlichen Gebilde leichter greifbar als etwa Propositionen. In literarischen wie philosophischen Texten sind Urteile, Propositionen oder Überzeugungen prinzipiell sprachlich ausgedrückt. Dass dabei nicht nur der bloße assertorische Aussagesatz, sondern auch andere Satz- und Ausdruckstypen, zudem ästhetische, rhetorische und expressive Sprachverwendungen von Belang sind, hat die Interpretation zu berücksichtigen. Bei literarischen Texten ist eine besondere Schwierigkeit, dass sie nicht nur (fiktive) Sachverhalte als wahr setzen, sondern auch dem pragmatischen Ausdrucksakt und -modus eine wichtige Sinnfunktion beimessen.

Unabhängig davon, welche spezifische Wahrheitstheorie vorliegt, ist für fiktionale wie nicht-fiktionale Texte die prinzipielle Differenz von Wahr-Sein und Für-Wahr-Halten oder Für-Wahr-Gehalten-Werden zu beachten.<sup>5</sup> Im Standard-

---

<sup>5</sup> Einige für die Frühe Moderne relevante Wahrheitstheorien seien genannt: (1) Nach der *Korrespondenztheorie* ist eine Proposition (ein Satz, eine Äußerung, ein Urteil) wahr,

gebrauch ist die »Wahrheit« einer Proposition nicht schon dadurch garantiert, dass irgendjemand sie für wahr hält. »Wahrheit« setzt vielmehr bestimmte Standards von Objektivität voraus, wenn nicht Begriffe wie die der Wahrheit, der Erkenntnis oder des Wissens aufgegeben werden sollen. In den Erkenntnistheorien der Frühen Moderne ist eine reine Identifizierung von Wahrheit und Für-Wahr-Halten nicht anzutreffen. Erkenntnistheoretisch orientierte Interpretationen haben dies zu berücksichtigen. Solange ein literarischer Text keine paradigmatischen Abweichungen formuliert oder impliziert, bleibt für seine Interpretation vorausgesetzt, dass »Wissen«, »Wahr-Sein« und »Für-Wahr-Halten« zu differenzieren sind. Nach welchen Kriterien dies geschieht, ist jeweils zu untersuchen.

Der Zusammenhang von Wissen und Wahrheit führt auf ein strukturelles Grundproblem von Erkenntnistheorien. »Wissen« setzt dem klassischen Wissensbegriff zufolge Überzeugung und Wahrheit voraus. Wer von etwas überzeugt ist, hält es für wahr. Die erkenntnistheoretische Initialfrage »Was können wir wissen?« scheint nur beantwortbar, wenn ein allgemeines Wahrheits- bzw. Wissenskriterium zur Scheidung von echtem und vermeintlichem Wissen vorliegt. Wenn kein »Wissen«, etwa im Sinne von selbstevidenten Basisüberzeugungen, vorausgesetzt ist, lässt sich nicht begründen, dass es Wissen gibt. Überzeugungen enthalten jedoch prinzipiell keine unbezweifelbare Wahrheitsgarantie. Insofern scheint es ausgeschlossen, »Wissen« innerhalb einer Erkenntnistheorie zu begründen. Dieses Dilemma scheint in Text 2 auf, wo der Sprecher »körperliche Erkenntnis«, intuitive mentale Zustände, »in rationale zu verwandeln« versucht, um seine rationalen Überzeugungen als wahr zu fundieren. Dem graduellen Konzept der »Stufen des Wissens« sind zugleich epistemische Schwellen unterlegt: Differenziert sind (i) ein nicht-rationales Wissen (»Erkenntnis«, »Gewißheit«, »Sicherheit«), (ii) ein rationales Wissen (»Erkenntnis«), (iii) ein epistemischer Zustand »zwischen Noch-nicht-Wissen und Schon-Wissen« (»unter dem Wissen«) sowie (iv) die letzte Stufe des Wissens (»über dem Wissen«). Ein komplexer Zusammenhang von Wahrheit und Wissen wird entfaltet, der weiterer Interpretation bedürfen wird.

---

gdw. sie mit einer Tatsache korrespondiert, und falsch, gdw. wenn sie nicht mit einer Tatsache korrespondiert. (2) Der *Semantischen Theorie* zufolge impliziert eine adäquate Wahrheitsdefinition für eine bestimmte Objektsprache alle Sätze, die sich aus »z« ist wahr (in der Objektsprache) gdw.  $p$  ergeben, indem man an die Stelle von »z« einen Satz der Objektsprache setzt und an die Stelle von »p« die Übersetzung von »z« in die Metasprache. (3) Nach der *Redundanztheorie* berechtigt das Schema: » $p$ « ist wahr gdw.  $p$  dazu, jeden Satz der Form » $p$ « durch einen Satz der Form » $p$ « zu ersetzen. (4) Epistemische Wahrheitstheorien wie die *Konsenttheorie*, die *Kohärenztheorie* oder die *Pragmatische Theorie* gehen davon aus, dass eine Proposition wahr ist, gdw. sie unter idealen und optimalen Bedingungen rational akzeptierbar ist, d. h. von einer vollständig rationalen Person akzeptiert würde. Vgl. hierzu Baumann: Erkenntnistheorie, S. 141–181.

Ob »Wissen« die »Wahrheit« im Sinne von Tatsachen der »Wirklichkeit« erfasst, oder eine »sinnhafte Wirklichkeit« höherer Stufe durch ein subjektiv evidentes »Körpergefühl« zu »wirklicher Unwirklichkeit« wird (Text 2), also »der größere Anteil des Gefühls doch durch einen Mangel an Verständigkeit [...], und das heißt: durch einen Mangel an Wirklichkeit« erkaufte ist (906), ist eine Grundfrage aller drei Texte. Komplexe Begriffe von »Wissen«, »Wahrheit« und »Wirklichkeit« werden in solchen Passagen für tendenziell erkenntniskritische Aussagen verwendet. Die Relation von Wahrheit und Für-Wahr-Halten ist in den Texten von nicht-propositionalen Evidenzen, aber auch von der Bewusstheit des »Wissens« abhängig. Der Zustand der Nicht- oder Halbbewusstheit (»Mann ohne Eigenschaften« 906; »Zauberberg« 415) gilt in den betrachteten Kapiteln häufig als ein privilegierter epistemischer Zustand der Selbsterfassung. Dies ist explizit in den »Schlafwandlern«, wo der »Zustand [...] des Schwebens« als bewusst gewollte Nicht-»Erkenntnis« ein höherstufiges »Wissen« um die »Wirklichkeit« ermöglichen soll (638). Der mentale Zustand des Wissenssubjekts, der ausgesagte Grad an Rationalität und der implizite Standard der Rechtfertigung des Für-Wahr-Gehaltenen sind bei der Interpretation solcher Aussagen zu berücksichtigen.

### 1.1.3. Der dritte Zugang: Wissen, Rationalität und Rechtfertigung

Der in der Frühen Moderne dominanten klassischen Konzeption von Wissen zufolge setzt »Wissen« nicht nur die Wahrheit des gewussten Sachverhalts und ein Für-Wahr-Halten durch das Wissenssubjekt voraus, sondern auch eine Fundierung oder Rechtfertigung dieser Überzeugung. Wissen ist in rationaler Weise gerechtfertigte wahre Überzeugung. Das strukturelle Grundproblem, das sich in dieser Relation von Wissen und Rechtfertigung ergibt, kann vereinfacht so charakterisiert werden: Wer von etwas überzeugt ist, hält es für wahr. Wie aber lassen sich Überzeugungen in wahrheitszuträglicher Weise rechtfertigen? Und vor allem: Müssen rechtfertigende Überzeugungen selbst wiederum gerechtfertigt sein? Diese Frage führt in ein in der Frühen Moderne formuliertes Trilemma, denn es scheint genau drei gleichermaßen unbefriedigende Antwortmöglichkeiten zu geben: (i) den Regress (»S weiß, dass  $p$  gdw. S weiß, dass  $q$ «), (ii) den Zirkel (»S weiß, dass  $p$  gdw. S weiß, dass  $p$ «) oder (iii) das »Dogma« (»S weiß, dass  $p$  gdw. S das Dogma  $x$  erfüllt«).<sup>6</sup> Wie sich zeigen wird, ist für den »Zauberberg«, die

<sup>6</sup> Die Auffassungen (»Dogmen«) von der Struktur der Rechtfertigung variieren je nach erkenntnistheoretischer Position. Eine in der Frühen Moderne dominante Auffassung lautet: (1) Wissen hat ein Fundament in selbstevidenten Basisüberzeugungen (*Fundamentalismus*). Andere Varianten sind etwa: (2) Wissen ist einem Netz vergleichbar, in dem kein Element einen privilegierten Status hat, sondern Überzeugungen gerechtfertigt sind durch ihre Zugehörigkeit zu holistischen Überzeugungssystemen (*Kohärenzismus*). (3) Ob und in welchem Grade Überzeugungen wissensfähig sind, variiert mit

›Schlafwandler‹ und den ›Mann ohne Eigenschaften‹ diese trilemmatische Struktur einer der Ausgangspunkte für erkenntnistheoretisch relevante Reflexionen.

In den Aussagen der Texte zur Frage, ob sich Überzeugungen durch Basisüberzeugungen, Evidenzen oder nicht-mentale Größen (z. B. externe Ursachen) rechtfertigen lassen, ist eine Unterscheidung relevant, die zum strukturellen Grundbestand literarischer Texte zählt: die Differenz von Internalismus und Externalismus. Die verschiedenen Konzeptionen von Wissen, die darin übereinstimmen, dass gerechtfertigte wahre Überzeugung nicht hinreichend für »Wissen« ist, lassen sich danach unterscheiden, ob sie Rechtfertigung als notwendig für »Wissen« setzen (*Internalismus*) oder nicht (*Externalismus*). Während internalistischen Wissenskonzeptionen zufolge die Faktoren, die wahre Meinung zu Wissen machen, dem Subjekt kognitiv zugänglich sein müssen, wird diese Bedingung von externalistischen Konzeptionen bestritten. Die Privilegierung des Eigenmental in der Fundierung von Wissen wird also nur vom Internalismus vorausgesetzt. Da die kognitiven Perspektiven von Trägern mentaler Gehalte in literarischen Texten konstitutive narrative Strukturen sind, lassen sich aus Perspektivierungstechniken wichtige Aussagen über kognitive Differenzen, mentale Zustände der Perspektivträger sowie Glaubens- und Wissensgehalte und Rechtfertigungsstrukturen ableiten. Für die drei betrachteten Textpassagen soll dies im Ansatz skizziert werden.

Text 2 beschreibt eine Form der emotiv-physischen Evidenz, die mittels Selbstwahrnehmung zum Rechtfertiger und Garanten subjektiver Gewissheit werde: »so war es jenes Körpergefühl, das mir Antwort erteilte und mir die Gewißheit schenkte«. Solche eigenmental Urevidenzen haben in den Texten eine Tendenz zur Privatsprachlichkeit, sie gelten als eigentlich unsagbar, auch wenn das Wissen um ihre Unsagbarkeit wiederum sprachlich vermittelt wird. Im Versprachlichen und dialogischen Mitteilen des eigenmental Selbstevidenten gibt es Versuche der rationalen Rechtfertigung (und sei es über die schwachen Standards der »Analogie«, ›Mann ohne Eigenschaften‹ 906, oder des »Gleichnis[ses]«, ›Schlafwandler‹ 637) und der Generalisierung der Ich-Perspektive. Verallgemeinerungsfähig scheint vor allem der Befund des Nicht-Wissens oder der Nicht-Sagbarkeit des Gewussten: »er [...] war überzeugt, daß eine Antwort, wie er sie meine, gegenwärtig niemand geben könne« (›Mann ohne Eigenschaften‹ 903; vgl. im ›Zauberberg‹ 426: »die niemand zu nennen gewußt hätte«). Solche Aussagen zur rationalen Begründbarkeit und sprachlichen Mitteilbarkeit von Evidenzen sind in der Interpretation zu trennen von Aussagen über das Haben und die Zugänglichkeit der Evidenzen selbst.<sup>7</sup>

---

dem (auch sprachlichen) Kontext (*Kontextualismus*). Vgl. hierzu Baumann: Erkenntnistheorie, S. 205–216, und Kutschera: Grundfragen der Erkenntnistheorie, S. 1–78.

<sup>7</sup> Zum textanalytisch relevanten Verhältnis von propositionalem (Wissen-dass) zu nicht-propositionalem Wissen (Gewusst-wie bzw. Wissen-wie-es-ist) vgl. Baumann: Erkenntnistheorie, S. 29–33; Gabriel: Zwischen Logik und Literatur; Logik und Rhetorik der

Die Differenz von eigenmentaler Introspektion und Erfassung mentaler Gehalte aus der Außenperspektive setzt Text 3 ein, um analog zum cartesianischen Cogito-Argument (*ego cogito, ergo sum*) zwei Zustandsklassen zu postulieren: eigenmentale Zustände, wobei wie bei Descartes Wahrnehmung, Wille, Emotion und Kognition als Instanzen angeführt sind, sowie Zustände der Welt, also externe Sachverhalte. Abweichend vom cartesianischen Paradigma werden beide Perspektiven für ein frühes entwicklungspsychologisches Stadium, in dem noch kein Selbstwissen in Absetzung von der Welt vorliegt, ineinander verschränkt: »daß damals Innen und Außen kaum noch getrennt waren. [...] Wir besaßen uns ja noch nicht selbst, unsere persönlichen Zustände waren noch nicht deutlich von denen der Welt abgeschieden.« Solche Einwände gegen das cartesische Paradigma der Selbstevidenz des Selbstbewusstseins und der Privilegierung des Eigenmentalen sind für alle drei Texte charakteristisch. Entscheidend ist, dass es die Selbsterfahrung epistemischer Subjekte ist, die diesem Paradigma zu widersprechen scheint.

Formen der Verschränkung der kognitiven Perspektiven, der unvollkommenen Ich-Abscheidung von der Dingwelt (»Mann ohne Eigenschaften« 902; »die Begriffe des Außen und Innen hatten [...] in ihrer Standfestigkeit gelitten«, »Zauberberg« 431), des Transparent-Werdens der Grenzen des Subjekts (»in dieser schwebenden Wirklichkeit strömten die Dinge auf mich zu, sie strömten in mich ein«, Text 2) oder der Selbstspiegelung im Fremmentalen (»Ichwiederholung im anderen [...] daß sich ein Mensch einbildet, sein geheimstes Ich spähe ihn hinter den Vorhängen fremder Augen an«, »Mann ohne Eigenschaften« 905) kehren in allen drei Textkapiteln wieder. Im »Mann ohne Eigenschaften« steigert sich diese Denkfigur zum Gedankenexperiment der »Siamesischen Zwillinge«, in dem durch die Verquickung des Eigen- und Fremmentalen die privilegierte Selbstzuschreibung mentaler Gehalte untergraben wird: »Du bist vielleicht nicht einmal einverstanden, aber dein anderes Ich wirft eine übermächtige Welle des Einverständnisses in dich!« (909) Das als Ideal gesetzte »Mitten-inne-Sein«, ein Zustand der unzerstörten »Innigkeit« des Lebens« (908), meint hier nicht nur die Vermittlung der inner- und äußermentalen Perspektiven, sondern ein starkes Selbstgefühl, die Grundevidenz des »Selbst-Besitzes« (»wo du ganz im Besitz deiner selbst zu sein glaubst«, 902). Solche Redeweisen sind weniger für die Erkenntnispsychologien als für die Erkenntnistheorien der Frühen Moderne einschlägig. Was sie genau bedeuten, wird zu fragen sein.

Das Haben mentaler Zustände als Garant höherstufigen Selbstwissens ist im »Mann ohne Eigenschaften« viel massiveren Zweifeln unterworfen als die Verlässlichkeit von Wahrnehmungs- und Existenzwissen (»er entnahm die Sicherheit [...] ihrem Dasein und nicht einem Denken«, 903). Das eigenmentale Cogito,

---

Erkenntnis; Kutschera: Grundfragen der Erkenntnistheorie, S. 1–36, sowie Schildknecht: Metaphorische Erkenntnis – Grenze des Propositionalen?

ebenso ein fremdmentales Cogitat, garantiert in dieser anti-cartesischen Wendung kein Existo. Ähnlich ist es im ›Zauberberg‹ gerade die »Müdigkeit des Körpers«, die als vorepistemischer Zustand der Selbstwahrnehmung die »Angeregtheit [des] Geistes« (412) bedingt und den Evidenzcharakter spekulativen Für-Wahr-Haltens verbürgt: eine »bis zur Aufdringlichkeit sich nahelegende, höchst einleuchtende Spekulation von logischem Wahrheitsgepräge« (431). Die Rationalität der Schlüsse und der Überzeugungssysteme, in die narrativ Einblick gewährt wird, scheint durch ein gesteigertes Selbstgefühl herabgemindert – ein Befund, der dem inhaltlich Ausgesagten zuwiderläuft, das auf einem unhintergehbaren Punkt des Bewusstseinsurprungs beharrt (»das Leben selbst erschien unvermittelt«, Text 1). Ähnlich ist es in den ›Schlafwandlern‹ ein Selbstgefühl der physischen Eigenwahrnehmung, das stärkere Evidenzen liefert als die rationalen Einstellungen des Glaubens und Wissens: »als man viel eher von einem luzideren Körpergefühl, denn von einer Verschärfung meiner Welterkenntnis sprechen konnte« (635). Nur ist dieses Selbstgefühl im Gegensatz zu Text 1 und Text 3 tatsächlich als höherstufiges »Wissen«, wenn auch nicht als bloße »Erkenntnis« von Welt, ausgewiesen. So ist in Text 2 die Vermittlung von Cogito und Existo im Selbstgefühl als metaphysische »Einheit von Denken und Sein« beschrieben.

In allen drei Kapiteln sind es tendenziell nicht-propositionale Einstellungen wie ein Selbstgefühl oder emotionales Selbstverhältnis, die auf das Selbstwissen einwirken. So setzt Text 2 ein vages Wissen-ob statt eines geschärften Wissens-dass und gibt eine epistemische Schwelle zwischen »Noch-nicht-Wissen« und »Schon-Wissen« an. Dann wird ein Begriff des Wissen-um eingeführt, der es – gegen jede Erkenntnis- und Evidenzskepsis – ermöglichen soll, über einen halb-bewussten Zustand zu »Erkenntnis« zu gelangen: »es war eine Art Schwebestand zwischen Noch-nicht-Wissen und Schon-Wissen, [...] ein Schlafwandeln, das ins Helle führte«. Der Selbst- und Weltbezug (903) scheint hingegen im ›Mann ohne Eigenschaften‹ ebenso gestört zu sein wie der Aufbau eines positiv besetzten Selbstbildes: »du mußt wissen, [...] daß ich eine Art von Eigenliebe nicht kenne, ein gewisses zärtliches Verhältnis zu mir selbst« (899). Unklarheiten in der Selbstinterpretation (»ich weiß ja selbst nicht, was ich meine«, 907) ziehen hier die Autorität der Ich-Perspektive und der Selbstzuschreibung mentaler Gehalte in Zweifel.

#### 1.1.4. Der vierte Zugang: Wissen, Bewusstsein und Selbst-Wissen

Die im vorherigen Kapitel gemachten Beobachtungen führen zu einer weiteren erkenntnistheoretischen Kernfrage: Weiß diejenige Person, die wahrnimmt, fühlt oder denkt, dass sie sich in diesen kognitiven Modi befindet? Und weiß sie um ihr Wissen, hat sie dann eine Kenntnis oder ein höherstufiges Wissen von ihren Einstellungen und kann dieses durch Selbstzuschreibungen zum Aus-

druck bringen? Das Problem des Selbstwissens oder Selbstbewusstseins hat viele relevante Aspekte. Neben der *epistemischen* Frage, ob wir einen privilegierten Zugang zu unseren eigenen mentalen Zuständen haben und uns folglich mentale Prädikate mit besonderer Rechtfertigung zuschreiben können (Autorität der Ich-Perspektive), und der *ontologischen* Frage, ob es ein ›Selbst‹ als eigenständige Entität gibt, ist die Frage der *personalen Identität*, der Bewusstseins- und Ich-Konstitution, für die Textanalyse von eminentem Interesse.<sup>8</sup> Erkenntnistheoretisch relevante Aussagen im ›Mann ohne Eigenschaften‹, im ›Zauberberg‹ und in den ›Schlafwandlern‹ nehmen vielfach bei diesen Fragen ihren Ausgang. Das konstatierte Problem der Nicht-Sagbarkeit oder Nicht-Wissbarkeit bezieht sich in allen drei Kapiteln nicht nur auf Überzeugungen hinsichtlich der Objektwelt, sondern auch auf das Verhältnis des Wissenssubjekts zu sich selbst, also auf das Selbstwissen.

Die traditionelle Auffassung von Selbstbewusstsein als Objekt-Wissen (\*»S weiß sich selbst«), die eine Relation zwischen einem Subjekt und einem Objekt gemäß der grammatischen Form des Subjekt-Objekt-Satzes beschreibt, wird in der Frühen Moderne mittels propositionaler Wissensbegriffe kritisiert. Ein Kritikpunkt ist, dass die Analyse des Selbstbewusstseins durch die Annahme eines Objekt-Wissens strukturell zirkulär wird: Meint »Selbstwissen« das Wissen eines Wissenssubjektes von seinem ›Selbst‹ als Wissensobjekt, so entsteht ein unendlicher Regress sich selbst übersteigender Ebenen des Selbstbewusstseins: \*»Ich weiß mich als mich wissendes Ich ...«. Allerdings birgt auch das sprachanalytische Satzschema zum Selbstwissen Probleme: »S weiß, dass S weiß, dass p«. Fraglich ist, in welcher Relation hier Wissensakt, Wissensträger und Wissensgehalt stehen. Ist im Falle des Selbstwissens das wissende Subjekt mit dem Subjekt des gewussten Gehaltes identisch? Ist jedes Wissen notwendig ein selbstbewusstes Wissen?

Text 1 aus dem ›Zauberberg‹ greift solche Fragen auf: »Es [das Leben] war sich seiner bewusst, unzweifelhaft, sobald es Leben war, aber es wußte nicht, was es sei.« Zwei Aspekte des Selbstwissens (»sich seiner selbst bewußt«) sind angeführt: ein Wissen-dass des Subjekts im Sinne des cartesianischen *Ego existo*, das für den

---

<sup>8</sup> Weitere Grundfragen zum Selbstwissen wären etwa: Setzen propositionale Einstellungen a priori wissbar Subjekte bzw. einen voll entwickelten Ich-Begriff voraus? Ist das Verfügen über ein Ich-Konzept unabhängig von der Fähigkeit zu adäquaten Selbstzuschreibungen mentaler Phänomene bzw. der Fähigkeit epistemischer Rechtfertigung? Ist Wissen um Wahrheitsbedingungen (semantisches Wissen, was der Fall wäre) und Wissen um Wahrheitswerte (empirisches Wissen, was der Fall ist) für Selbstwissen notwendig? usf. Zur Systematisierung des Selbstwissens vgl. Alston: *Varieties of Privileged Access*; Frank: *Analytische Theorien des Selbstbewußtseins*; zu Personalität und Selbstwissen in der Literatur der Frühen Moderne vgl. Titzmann: *Das Konzept der ›Person‹ und ihrer ›Identität‹ in der deutschen Literatur um 1900*; Psychoanalytisches Wissen und literarische Darstellungsformen des Unbewussten in der Frühen Moderne; Semiotische Aspekte der Literaturwissenschaft.

Träger des Wissens aus seinem Ego cogito folgt, sowie ein Wissen-was im Sinne einer Bestimmung wesentlicher Eigenschaften der personalen Identität dieses Subjekts. Bewusstseinsträger ist – dies führt zu Verwicklungen – »das Leben« als abstrakte Instanz. Ausgesagt ist in dieser Redeweise ein Selbstwissen als Objektwissen: Das Subjekt sei sich unzweifelhaft »seiner selbst bewusst«. Das Wissen *de se* (das Ich als selbstbewusstes Wissenssubjekt) ist differenziert vom Wissen *de re* (das Ich als gewusstes Objekt). Ersteres Wissen sei unzweifelhaft, zweiteres zweifelhaft. Das Problem der Relation von Wissenssubjekt und -objekt im Selbstwissen erhält so eine spezifische Interpretation: Ein introspektives Wissen von sich ist dem Wissenssubjekt grundsätzlich möglich, sobald es existiert. Selbstergründung im Sinne eines Wissens, was es sei, ist diesem Subjekt hingegen weder in interner noch in externer, etwa naturwissenschaftlicher Perspektive ohne weiteres möglich. In der Folge werden diese epistemischen Bestimmungen variiert.

Text 1 nimmt präreflexive Bewusstseinsgehalte an (»Bewußtsein als Reizempfindlichkeit«) und knüpft einen graduellen Bewusstseinsbegriff (»den niedrigsten, ungebildetsten Stufen seines Vorkommens«) an die ontogenetische Sicht der Entwicklungspsychologie. Selbstbewusstsein als »Bewußtsein seiner selbst« ist dabei nicht unmittelbar an die Frage personaler Identität gekoppelt, vielmehr verweist die Opposition »Materie« vs. »Leben« (statt »Geist«) auf einen abstrakten Lebensbegriff, der als Trägersubjekt fungiert. Das »Fragen ›Wer bist du? So bin ich« (›Mann ohne Eigenschaften‹ 903), das Fragen nach essentiellen Eigenschaften der personalen Identität, spielt im ›Zauberberg‹ auch in diese Reflexionen über das Selbstwissen des »Lebens« hinein. Interessanterweise wird die interne Strukturiertheit des Selbst in diesem Kapitel durch einen adverbialen Modus des »ichhaften Seins« bezeichnet. In einem Gedankenexperiment ist das »Lebens-Ich« als übergreifendes Ich-Bewusstsein (die übergeordnete »Ichheit«) den pluralen Identitäten des Zellverbandes gegenübergestellt. Das implizierte Konzept des Selbstwissens charakterisiert Bewusstseinsseinheit als privilegierte Fähigkeit, Erste-Person-Aussagen zu machen: »mehrzellige Bildungen immerhin, die aber [...] in ihrer Selbstaussage zwischen dem Ich und dem Wir wunderbarlich geschwankt haben würden« (421). So wird der sprachliche Aspekt von Selbstwissen auf raffinierte Weise reflektiert.

Auch in Text 3 ist die Frage der Privilegiertheit des Wissens um eigene mentale Zustände angesprochen: »Du siehst einen Wagen, und irgendwie siehst du schattenhaft dabei auch: ›ich sehe einen Wagen‹. Du liebst oder bist traurig und siehst, daß du es bist.« Die Selbstbewusstheit von Wahrnehmungen erscheint hier als fallibel, die Selbstbewusstheit von Gefühlen als eher infallibel. Wahrnehmung ist in dieser Formulierung in zweierlei Hinsicht selbstbewusst: als innere Selbstwahrnehmung (»siehst, daß«) und im Sinne des Ichs als erkennbarer Grenze des Wahrnehmungsfeldes. Eine volle Selbstvergegenwärtigung oder selbstbewusste Reflexion auf mentale Zustände gelinge diesem Ich nicht, auch nicht im intuitiven »Begreifen«: »In vollem Sinn ist aber weder der Wagen, noch ist deine

Trauer oder deine Liebe, noch bist du selbst ganz da.« Die Selbstbefragung nach der eigenen personalen Identität, das Wissen-wer als Aspekt des Selbstwissens (»wenn du ich heute, wo du ganz im Besitz deiner selbst zu sein glaubst, ausnahmsweise einmal fragen solltest, wer du eigentlich seist«), führe zu keinem Ergebnis: »Du wirst dich immer von außen sehn wie ein Ding.« Introspektion als Selbst-Wahrnehmung, die, parallel zum Fall der Ding-Wahrnehmung, das Selbst als Erkenntnisobjekt nimmt (»Beobachtung«), führe allenfalls zu einem ›Außer-Sich-Sein‹, nicht aber zum ›In-Sich-Sein‹. Es sei denn, hier kommt der Doppelsinn von »außer sich sein« ins Spiel, in den Fällen, wo der kognitive Modus der Selbstinterpretation aufgegeben wird (»wo man von dir sagen würde, du seist außer dir«).

Text 1 wendet diese Selbsterfahrung lebensphilosophisch und spricht von einem »hoffnungsvoll-hoffnungslosen Trachten des Lebens nach Selbsterkenntnis, einem Sich-in-sich-Wühlen der Natur, vergeblich am Ende, da Natur in Erkenntnis nicht aufgehen, Leben im Letzten sich nicht belauschen kann«. Die Opposition von »Natur« bzw. »Leben« und »Erkenntnis« wird etabliert, um ein residuales Element auszuweisen, das durch Introspektion epistemisch unzugänglich sei. Das reflexionstheoretische Paradox des Selbstbewusstseins (»Bewußtsein seiner selbst«) wird lebensphilosophisch umgedeutet: Es sei das »Leben« selbst, das sich begrifflich nicht in Selbsterfassung auf sich zurückbeugen könne. Anders als in dieser abstrakten Bestimmung ist die Frage des Sprechers in Text 2, »ob mein Leben noch eine sinnhafte Wirklichkeit besäße«, auf eine individuelle Identität und ihr Selbstwissen hin ausgerichtet. Ins Auge sticht hier die Abwandlung des cartesischen Argumentationsgangs (vom Ego cogito zum Ego existo) hin auf die Sinn-Frage: Die »eigentliche« bewusste Existenz sei sinnvolle Existenz. Text 3 wiederum unterläuft die cartesische Auffassung vom Selbstwissen mit der Aussage, gerade eine entwickelte personale Identität führe zur epistemischen Intransparenz des Selbst: »es ist alles, was du berührst, bis an dein Innerstes verhältnismäßig erstarrt, sobald du es erreicht hast eine ›Persönlichkeit‹ zu sein«. Ein reflexives Modell des Selbstwissens als Wissen vom ›Selbst‹ (»der Selbstgewißheit«) wird in eine eigenständige epistemische Aussage integriert, die das cartesische Paradigma in Zweifel zieht.

Diese Interpretationsskizzen sollen genügen. Jetzt will ich einen Schritt zurück tun und einige generellere Betrachtungen zum Verhältnis von Wissensgeschichte und Erkenntnistheorie anschließen, um meinen Zugang im unübersichtlichen Feld der denk- und wissensgeschichtlichen Ansätze zu verorten.

## 1.2. Eine Wissensgeschichte der Erkenntnistheorie?

Als Versuche der Klärung, was die Begriffe »Glauben«, »Wissen« und »Erkenntnis« meinen, weisen Erkenntnistheorien eine Reihe charakteristischer Grundprobleme auf, die sich stichwortartig so darstellen lassen: (i) Erkenntnisanalytische Aussagen sind Teil des eigenen Gegenstandsbereichs, sie beugen sich also reflexiv auf ihre eigenen Bedingungen zurück (*Reflexivität*); (ii) als Theorie leistet Erkenntnistheorie somit eine Mit-Reflexion ihrer eigenen Grundlagen (*Fundamentalität*), wobei (iii) eine Erkenntnistheorie ihre eigene Metatheorie nicht enthalten kann (*Unvollständigkeit*). Dabei ist (iv) jedes Fragen nach »Glauben«, »Wissen« und »Erkenntnis« von den Weisen des Zugriffs und dem jeweiligen Begriffsinventar abhängig (*Relativität*); (v) bei aller Kontinuität systematischer Grundprobleme sind die Begriffsextensionen wie -intensionen und Kontexte so variabel, dass man kaum von *der* Erkenntnistheorie oder *der* Geschichte der Erkenntnistheorie sprechen kann (*Historizität*). (vi) Viele denkbare Positionen wurden historisch vertreten, wobei die jeweiligen Zugriffe (bis hin zur These der Unmöglichkeit der Erkenntnistheorie in der Frühen Moderne) kaum zu gesicherten Resultaten geführt haben (*Diversität*).<sup>9</sup>

Diese Schwierigkeiten treten bei allen historisch vorfindlichen Erkenntnistheorien auf. »Erkenntnistheorie« als Disziplin der theoretischen Philosophie lässt sich einerseits durch gewisse Grundbegriffe (»Glauben«, »Wissen«, »Erkenntnis«) und systematische Grundfragen (Was ist »Wissen«? Was können wir wissen? Wie ist unser Wissen strukturiert?, usf.) charakterisieren. Andererseits ist das Aufkommen spezifischer Positionen, Erkenntnisbegriffe und Argumente an historische Kontexte und Konstellationen gebunden. Erkenntnistheorien haben eine systematische und eine historische Dimension, ohne dass sich pauschal angeben ließe, wie sich beide Komponenten genau zueinander verhalten. Was in dieser Arbeit als erkenntnistheoretische Grundbegriffe und Kernfragen vorausgesetzt wird, ist deshalb sehr generell und schematisch gehalten. Behält man solche Schemata nicht im Hinterkopf, gelingt es auch nicht, historische erkenntnistheoretische Aussagen zu erkennen und zu verstehen. Man mag dies als eine Variante des ›hermeneutischen Zirkels‹ verstehen; ich glaube, dass es sich um einen gutartigen Zirkel handelt.

Die meisten Varianten der Erkenntnistheorie variieren im Wesentlichen einen eng gefassten Wissensbegriff: »Wissen« sei fundierte wahre Meinung. In der Literatur- und Denkgeschichte hingegen begegnet vielfach ein weiterer Wissensbegriff (»Wissen« als ›Glauben‹), der sowohl die Fundiertheits- als auch die Wahrheitsbedingung des engen Wissensbegriffs fallen lässt.<sup>10</sup> »Wissen« umfasst

---

<sup>9</sup> Vgl. zu dieser Darstellung Kutschera: Grundfragen der Erkenntnistheorie, S. VII-XV.

<sup>10</sup> Auf einige paradigmatische Wissensbegriffe sei verwiesen: (1) Systemtheorie: Luhmann: Die Wissenschaft der Gesellschaft, S. 658. (2) Wissenssoziologie: Berger/Luckmann: Die

dann alle Aussagen, die ein Mitglied eines epistemischen Kollektivs mit »ich weiß/glaube, dass  $p$ «, »sie wissen/glauben, dass  $p$ «, usf. modalisieren würde bzw. könnte. Dies bedeutet eine Umdefinitionen des Ausdrucks »Wissen« in den Sinn »für Wissen halten« bzw. »für wahr halten«. »Wissen« wird dann tendenziell synonym mit »Überzeugung«. Dadurch werden einerseits zahlreiche historische und kontextuelle Phänomene in die Wissensanalyse integriert, andererseits gehen wichtige systematische Differenzierungen verloren, die nicht nur erkenntnistheoretisches Argumentieren bestimmen, sondern auch für die Textanalyse als heuristische Schemata sinnstiftend wirken können. Historische Aspekte von Begriffsgehalten, versprachlichten Propositionen und systematischen Argumenten sind ebenso relevant wie die systematische Dimension sprachlich verfasster Erkenntnistheorien. Die Differenz von »Glauben« und »Wissen« ist für die Erkenntnistheorien konstitutiv.

Wann liegt Wissen vor und wann Glauben? Wie lassen sich der Wissens- und der Glaubensbegriff charakterisieren? Wie werden Glaubens- und Wissensprädikate verwendet? Auch für eine ideen- und denkgeschichtlich orientierte Wissensgeschichte ist das sprachlich ausgedrückte Glauben und Wissen bzw. Geglaubte und Gewusste eine primäre Quelle für die historische Rekonstruktion. Wissensgeschichte muss sowohl die Standards ihrer eigenen textanalytischen Praxis als auch die systematischen Implikationen der Begriffs- und Aussagekonstellationen reflektieren, die sie rekonstruiert. Eine »historische Meta-Epistemologie«,<sup>11</sup> die den historischen Wandel von Konzepten analysiert, die im Denken und Sprechen über Wissen, Glauben, Rationalität oder Objektivität eine zentrale Rolle spielen, kann wichtige Ergänzungen zur systematischen Perspektive der Erkenntnistheorien leisten. Im strengen Sinne sind solche historisch-kontextuellen Analysen erkenntnistheoretischer Begriffe jedoch nicht selbst als »Erkenntnistheorie« zu klassifizieren. Sie dienen der historischen Rekonstruktion erkenntnistheoretischer Kategorien, nicht unmittelbar dem Explizieren, Stützen oder Widerlegen von Theorien der Erkenntnis.

Die Leistung wissenshistorischer Ansätze liegt in der Regel darin, dass sie die textanalytisch wichtige Öffnung des propositionalen Wissensbegriffs (Wissen-

---

gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, S. 1. (3) Radikaler Konstruktivismus: Schmidt (Hg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, S. 43. (4) Diskursanalyse: Foucault: Die Ordnung des Diskurses, S. 10, Archäologie des Wissens, S. 258–262. (5) Wissenschaftsgeschichte: Canguilhem: Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie, S. 30; Bachelard: Epistemologie, S. 27. (6) Strukturalismus: Titzmann: Semiotische Aspekte der Literaturwissenschaft, Sp. 3057. (7) Dekonstruktionismus: Derrida: Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen, S. 439. (8) Symboltheorie: Bourdieu: Die Regeln der Kunst, S. 317. (9) Historische Epistemologie und Ontologie: Hacking: Historical Ontology, S. 1–14. Zum Konflikt zwischen Wissensgeschichte und Erkenntnistheorie vgl. Köppe: Vom Wissen in Literatur, und meine Replik in Dittrich: Ein Lob der Bescheidenheit.

<sup>11</sup> Hacking: Historical Ontology, S. 9.

dass) hin auf phänomenales (Wissen-wie-es-sich-anfühlt) oder praktisches Wissen (Gewusst-wie) versuchen und historische Kontexte von »Wissen« und »Glauben«, Wissens- und Glaubensbegriffen sowie von Erkenntnistheorien selbst berücksichtigen. Eine Schwäche ist vielfach, dass einerseits systematische Implikationen erkenntnistheoretischer Begriffe, Sätze und Argumente nicht berücksichtigt werden, andererseits der wissenshistorische Ansatz selbst zu weit reichende erkenntnistheoretische Implikationen aufweist. Anhand des noch immer allgegenwärtigen Ansatzes Michel Foucaults sollen im Folgenden einige Vor- und Nachteile wissensgeschichtlicher Analysen exemplarisch skizziert werden.

Foucaults »Archäologie des Wissens« arbeitet mit der Annahme von »Denksystemen« als jeweils vorliegenden historisch-apriorischen Bedingungssystemen, in denen sich »Wissen« auspräge. Zur Rekonstruktion des »epistemischen Feldes« (der *epistémè*) einer Epoche werden die »epistemologische Ebene des Wissens« (»ich weiß, dass  $p$ «) und die »archäologische Ebene des Wissens« (» $x$  dachte, dass  $p$ « bzw. »es war bekannt, dass  $p$ «) unterschieden. Einer wissensarchäologischen Analyse von »Aussagen« (*énoncés*) gehe es um die Rekonstruktion charakteristischer Regularien, die geäußerten Wissensgehalten zugrunde liegen. Der wissenshistorische Begriff der *epistémè*, in wechselnder Metaphorik umschrieben als »erkenntnistheoretisches Raster« oder »vorgängiger Ordnungsraum des Wissens«, zielt im wesentlichen auf die logischen, ontologischen und epistemologischen Prämissen des geäußerten »Wissens« einer raumzeitlich begrenzten Epoche.<sup>12</sup>

Im Unterschied zur Subjektbezogenheit der begrifflichen Standardanalyse von »Wissen« (» $S$  glaubt, dass  $p$ «) soll die Wissensarchäologie die Cogito-Perspektive des Wissens konsequent ausschalten und sich in mehrfacher Hinsicht auf die historischen Aprioris des »man sagt« verlagern: Die verschiedenen Modalitäten von Äußerungen seien nicht »auf *die* Synthese oder auf *die* vereinheitlichende Funktion *eines* Subjekts« als Ich-Bewusstsein und mentaler Träger von »Erkennen« und »Kenntnis« bezogen (81f.). Die interne Kohärenz von Aussagensystemen werde nicht durch die synthetische Aktivität eines selbstidentischen, prädiskursiven Selbstbewusstseins oder eines »denkenden, erkennenden und es aussprechenden

---

<sup>12</sup> Vgl. Foucault: Die Ordnung der Dinge, Vorwort, S. 22–26. Alle Zitate in der Folge nach Foucault: Archäologie des Wissens. »Diskurs« ist Foucault zufolge definierbar als Menge von »Aussagen« (nicht Formulierungen, Sätzen, Propositionen, Akten), die einem gleichen Formationssystem, also Verbreitungs- und Verteilungsprinzip, zugehören. Formationssysteme stellen dabei prädiskursive Prämissen dar, die Äußerungen von »Wissen« historisch vorgängig unterliegen und durch Formationsregeln (Aussageobjekte, Äußerungsmodalitäten, Begriffssysteme, thematische Wahl) deren Hervorbringung und Streuung steuern (156). Weitere Definitionen von »Diskurs«: (i) eine Menge von sprachlichen Performanzen, (ii) alle tatsächlich produzierten Zeichenmengen, (iii) eine Menge von Formulierungsakten, (iv) eine Folge von Sätzen oder Propositionen, (v) eine Menge von Zeichenfolgen, insoweit sie Aussagen mit bestimmter Existenzmodalität sind (156). Definitionsvielfalt dient nicht unbedingt der Klärung von Gedanken.

den Subjekts« gewährleistet, sondern durch die diskursive Praxis (82). Weder der Rückgriff auf empirische Personalität (»ein individuelles Subjekt«) noch der auf »transzendente Subjektivität« oder auf ein »kollektives Bewußtsein« sei notwendig, um ein Aussagenfeld mit seinen Subjektpositionen zu rekonstruieren (177). Kontrastfolien dieses wissenshistorischen Denkens sind die Selbsttransparenz des Cogito Descartes« sowie die Transzendentalität des Ego Kants.

Will man klären, welche wesentlichen Komponenten und welchen Umfang der diskursanalytische Begriff von »Wissen« aufweist, stößt man auf eine entscheidende Prämisse Foucaults. Im Gegensatz zur ahistorischen Rekonstruktion von systematischen Argumenten oder zur Annahme von konstanten Begriffsgehalten und rational verknüpften Aussagensystemen zielt die Wissensarchäologie auf die Rekonstruktion historischer Denksysteme, ihrer zeitbedingten Semantik und ihrer faktischen Diskontinuitäten. Solche Diskontinuitäten treten Foucault zufolge auf vier Ebenen auf: (i) Logische Sprünge und widerrationale Akte unterlägen der Wissensproduktion; (ii) die Veränderlichkeit von Begriffsgehalten mache die Wissensauszeichnung mit dem Sprachstand und Sprechkontext grundsätzlich variabel; (iii) ebenso variierten die Gebrauchs-, Folgerungs- und Verknüpfungsregeln für epistemische Ausdrücke und Wissensstrukturen und unterlägen (iv) Wissenssysteme insgesamt dem Wandel ›diskursiver Aprioris‹ im Sinne von Äußerungsbedingungen und -kontexten. Das Gewusste und Geglaubte variiere folglich grundlegend mit den Sagens- und Wissensbedingungen (9–30). Systematische Erkenntnistheorien berücksichtigten diese Aspekte von »Wissen« in der Regel nicht.

Um zu verstehen, was hier mit »Wissen« gemeint ist, ist zu fragen, was bei Foucault »Aussage« in Absetzung von logischen, linguistischen oder sprachphilosophischen Aussagebegriffen bedeutet. Als eigentlicher Untersuchungsgegenstand der archäologischen Analyse seien »Aussagen« (*énoncés*) die konstitutiven Elemente des Diskursgewebes – nicht im Sinne atomistischer Einheiten (117), sondern als Aussagefunktion, die Entitäten ein Objektfeld, subjektive Positionen, Modi und Kontexte zuweise. Weder gehe es um bloße Begriffs-, Satz- oder Propositionssysteme, noch um Objektwissen im Sinne der Relation von Wissenssubjekten und -objekten. Diskursanalyse sei keine bzw. nicht nur eine logische Analyse von Propositionen, keine grammatische Analyse von Sätzen, keine kontextuelle Analyse von Sprechakten. Vielmehr sei die Analyse der Existenzbedingungen von performativ realisierten Zeichenmengen gemeint; »Aussage« sei die solchen Zeichenkomplexen eigene »Existenzmodalität« (155). Es stellt sich die Frage, was der Wissensanalytiker unter die Lupe nimmt, wenn nicht linguistische Relationen zwischen Sätzen, logische Relationen zwischen Propositionen oder pragmatische Relationen zwischen Äußerungen? Eine präzise Antwort bleibt Foucault schuldig.

Auch wenn der Status der »Aussage« ungeklärt bleibt, ist eine erkenntnistheoretisch relevante Annahme erkennbar: Aussagenkomplexe wiesen charakteris-

tische Kohärenzen auf, die sich über Sach-, Sprach- und Diskurs-Wissen innerhalb eines epistemischen Kollektivs herstellen, vor allem: die Formation der Gegenstände (Worüber wird gesprochen?), die Formation der Äußerungsmodalitäten bzw. der subjektiven Position (Wer spricht wie?), die Formation der Begriffe (Wie werden Begriffe und Äußerungen im Sprechen angeordnet?) und die Formation der strategischen Wahl (Wofür werden Äußerungen im Sprechen eingesetzt?). Alle diese Aussagensysteme werden unter dem Terminus »Archiv« zusammengefasst (186f.). »Wissen« in diesem weiten Sinn ist von historischen Systemen von Aussagen abhängig, in denen sich ein Für-Wahr-Halten ausdrückt. Eine transzendente Rückgründung des Wissens- oder Selbstwissensbegriffs müsse von der wissenshistorischen Analyse nicht geleistet werden, vielmehr könne diese die historische Praxis der *epistémè* rekonstruieren (260). An die Stelle der analytischen Aprioris könne für den wissenshistorischen Zugriff ein »historisches Apriori« (184) treten, das zeit- und kontextbedingt und nicht der »schweigenden Andacht einer metahistorischen Idealität« unterworfen sei (92).<sup>13</sup> Was genau das »historische Apriori« einer solchen *epistémè* ist, bleibt trotz vielfacher Umschreibungen fraglich.

Als Wissensgeschichte ist Foucaults diskursanalytische »Wissensarchäologie« im Gegensatz zur systematischen Philosophie durchaus im Einklang mit einer Denk- oder Philosophiegeschichte, soweit diese konzipiert ist als »Analyse der Meinungen mehr als des Wissens, der Irrtümer mehr als der Wahrheit, nicht der Gedankenformen, sondern der Mentalitätstypen« (195f.). Die entscheidende Differenz zu systematischen Wissensbegriffen liegt in der Tilgung der Wahrheitsbedingung. Eine Wissensanalyse, die in ihrem eigenen Zugriff die Differenzen von »Wissen« »Wahr-Sein« und »Für-Wahr-Halten« einebnet, handelt sich jedoch erhebliche systematische Probleme ein. Wie gezeigt, ist für die erkenntnistheoretischen Wissensbegriffe die »Wahrheit, dass etwas sich so und so verhält«

<sup>13</sup> Diese Analyse nähert sich im Gegensatz zu den strengen Rationalitätspostulaten einiger analytischer Erkenntnistheorien einem deskriptiven Glaubens- bzw. Wissensbegriff an (»S glaubt/weiß, dass *p*« als Aussage über das, was *S* tatsächlich glaubt/weiß). Eine Logik der tatsächlich alltagssprachlichen Prädikate »Glauben« und »Wissen« ist praktisch unmöglich, da immer mit logischen »Inkompetenzen« und Irrationalitäten der Sprechersubjekte zu rechnen ist. So kann der Fall eintreten, dass latent oder manifest ein logischer Widerspruch im Glaubenssystem vorliegt: »S glaubt, dass *p* und dass nicht-*p*«. Dass starke Rationalitätsstandards wie die der Glaubens- und Wissenslogik Idealisierungen darstellen, zeigt sich an den basalen Prinzipien für rationalen Glauben und rationales Wissen, die Kutschera: Grundfragen der Erkenntnistheorie, S. 1–78, axiomatisch setzt. Besonders kontraintuitiv ist etwa: (i) »Weiß *S*, dass *q* eine Folge von *p* ist, und weiß *S*, dass *p* gilt, so weiß *S* auch, dass *q* gilt«. Dieses Prinzip der »Abgeschlossenheit unter gewusster Implikation« ist eine elementare Bedingung für konsistente Überzeugungssysteme. Für die Frage des Selbstwissens ist bedeutsam: (ii) »Weiß *S*, dass *p* gilt, so weiß *S* auch, dass er/sie weiß, dass *p* gilt«. Im Gegensatz hierzu ist Foucaults diskursanalytische »Archäologie des Wissens« erklärtermaßen »keine ›Doxologie, sondern eine differentielle Analyse der Modalitäten des Diskurses« (199).

zentral. Wahrheitswertfähig sind nicht nur Aussagesätze oder ihre Äußerungen, sondern auch Überzeugungen oder Propositionen. Häufig wird dies so gefasst: Ein Satz ist wahr, gdw. die Proposition wahr ist, die er ausdrückt. Was sich als »Wissen« qualifiziert, muss dem klassischen Wissensbegriff zufolge auch in einem objektiven Sinne wahr sein. Die weiten wissenshistorischen Begriffe von Wissen setzen hingegen folgende Auffassung von »Objektivität« voraus: Ob eine Proposition wahr ist oder nicht, hängt davon ab, ob sie irgendjemand für wahr hält oder nicht. Dies impliziert einen epistemischen Wahrheitsbegriff, der die prinzipielle Differenz von Wahr-Sein und Für-Wahr-Gehalten-Werden relativiert. Wahr-Sein ist aber nicht ohne gute Gründe auf Für-Wahr-Halten reduzierbar, es sei denn es ginge darum, Begriffe wie »Wahrheit« oder »Wissen« aufzugeben.

Ich meine, dass eine Wissensgeschichte, die einen solchen Schritt vollzieht, sich der Grundlage beraubt, ihre eigenen Aussagen als »wahr« oder als »Wissen« zu behaupten. Die gängige relativistische Behauptung, »Wahrheit« und »Wissen« seien ebenso kultur-, zeit- oder personenabhängig wie das Für-Wahr-Halten, muss (und darf) nicht meinen, dass sich die Wahrheit von Propositionen kontextrelativ ändert, sondern lediglich, dass im Wahrheitswert festliegende Propositionen sich kontext- und zeitabhängig in sprachlichen (Sätze, Äußerungen) oder mentalen (Urteile, Überzeugungen) Gebilden realisieren. Auch wenn die Wahrheitsstandards oder Fundiertheitsbedingungen für Wissen als zeitbedingt aufgefasst werden, folgt daraus nicht die Relativität von Wahrheit oder Wissen. Die Rede von »der Wahrheit« ist zweideutig. Es kann gemeint sein: der Wahrheitsträger, also ein Satz, eine Äußerung oder eine Proposition; oder der Wahrmacher, also etwas, was den Wahrheitswert dieser Gebilde festlegt, etwa eine objektive Tatsache. Ungeachtet der Tatsache, dass Wahrheitsträger kontextabhängig sind, kann postuliert werden, dass der Wahrmacher und damit Wahrheitswert einer Proposition nicht vom Für-Wahr-Halten abhängt. Historisch variabel ist, welches *Wahrheitskriterium* dafür (an)erkannt wird, ob eine Aussage wahr ist oder nicht. Solche Kriterien für »Wahrheit«, »Rationalität« und »Wissen« können wissenshistorisch rekonstruiert werden, ohne dass der Zugriff selbst einen Wahrheitsrelativismus voraussetzt.

Relativistische Implikationen sollten in der wissenshistorischen Rekonstruktion von Begriffen des »Glaubens«, »Wissens« und der »Erkenntnis« sowie von erkenntnistheoretischen Aussagen über »Glauben« und »Wissen« vermieden werden. Ein textanalytisches Inventar zur Rekonstruktion erkenntnisrelevanter Aspekte fiktionaler wie nicht-fiktionaler Texte sollte sowohl die historische und sprachliche Dimension von Begriffsgehalten oder versprachlichten Propositionen berücksichtigen als auch die systematischen Implikationen solcher Aussagen. Der Aspekt der Sprachlichkeit von Glauben und Wissen ist zu akzentuieren, ohne dabei die Differenz von Glauben und Wissen einzuebnen. Erkenntnistheoretische Schemata sind nicht als opake Motive oder Metaphern zu verstehen,

sondern als intern strukturierte Begriffsmuster, die Prämissen voraussetzen und Folgerungen implizieren. Ausgangspunkt der textanalytischen Rekonstruktion kann die Funktionsweise der Sprache selbst sein, die epistemischen Prädikate und Glaubens- und Wissenssätze, also das sprachlich ausgedrückte Geglaubte und Gewusste.<sup>14</sup> Zentral ist, dass einerseits systematische Fragen (im Gegensatz zur analytischen Systematisierung zeitloser Argumente) in ihrer historischen Erscheinung zu erfassen sind, dass aber andererseits eine textinterpretatorische Wissensanalyse (im Gegensatz etwa zur diskursanalytischen Ausblendung epistemologischer Strukturen) die systematische Dimension ihres Objektbereichs nicht leugnen darf.<sup>15</sup>

### 1.3. Die »implizite Epistemologie« literarischer Texte

In dieser Arbeit geht es darum, erkenntnistheoretisch relevante Aspekte der drei großen Metaromane der Frühen Moderne, Thomas Manns »Der Zauberberg«, Hermann Brochs »Die Schlafwandler« und Robert Musils »Der Mann ohne Eigenschaften«, vor dem Hintergrund zeitgenössischer Erkenntnistheorien zu rekonstruieren. Damit ist einerseits nicht gemeint, dass jeweils *die* Erkenntnistheorie des literarischen Textes oder seines Autors aufgewiesen werden soll. Auch wenn die drei Romane nicht nur epistemische Aspekte, sondern auch explizite erkenntnistheoretische Reflexionen enthalten, integrieren sie Aussagen über »Glauben« und »Wissen« in ihre fiktionalen Welten und behaupten sie allenfalls

---

<sup>14</sup> Es geht mir in dieser Arbeit um eine Erweiterung des textanalytischen Inventars. Dieses Projekt ist komplementär zu philosophischen Versuchen einer analytischen Erkenntnistheorie des Ästhetischen, die sich etwa mit folgenden Fragen befassen: Inwiefern können literarische Werke eine Quelle von Überzeugung oder Wissen sein? Was muss man wissen, um ein literarisches Werk zu verstehen bzw. zu interpretieren? Auf welche Weise erweitert das Lesen von Literatur unsere kognitiven Kompetenzen? usf. Vgl. hierzu Bender: Art as a Source of Knowledge; John: Art and Knowledge; Köppe: Literatur und Erkenntnis; Novitz: Epistemology and Aesthetics; oder Reid: Art and Knowledge.

<sup>15</sup> Vgl. die präziseren Definitionen in Titzmann: Semiotische Aspekte der Literaturwissenschaft, Kap. 4.4, Sp. 3056–3060, Kap. 7.2, Sp. 3091–3093: (i) Das *kulturelle Wissen* umfasse die Gesamtmenge der Aussagen bzw. Propositionen, die die Subjekte eines raumzeitlich begrenzten epochalen Systems für wahr halten, unabhängig davon, ob sie diese Aussagen mit »ich weiß, dass *p*« oder »ich glaube, dass *q*« modalisieren (würden). (2) Der *Diskurs* sei ein in Texten manifestiertes, epochal relevantes System des Denkens und Argumentierens, definiert durch: (a) einen Redegegenstand, also einen im kulturellen Wissen ausgewiesenen Objektbereich, (b) Regularitäten der Rede über diesen Objektbereich, also z. B.: (i) explizierte oder implizite epistemologische, logische und ontologische Basisprämissen, (ii) Argumentations- und Folgerungsregeln, (iii) Formulierungs- und Versprachlichungsregeln. Siehe dort auch die Definitionen von *Denk-, Wissens- und Diskursystem*. Vgl. Richter/Schönert/Titzmann (Hg.): Die Literatur und die Wissenschaften; Titzmann: Skizze einer integrativen Literaturgeschichte.

im fiktionalen Modus. Was sich rekonstruieren lässt, sind Bündel von Aussagen, erkenntnistheoretisch relevante Strukturmuster und Verwendungsweisen epistemischer Ausdrücke unter Berücksichtigung ihrer Implikationen und Implikaturen. Andererseits lässt sich aus solchen Mustern durchaus die Kontur einer impliziten »Epistemologie« ableiten, in dem Sinne wie man von einer »impliziten Poetologie« spricht. Wie sich diese jeweils zum essayistischen Werk Manns, Brochs oder Musils verhält, ist eine gesonderte Frage. Letztlich geht es um ein vertieftes Sinn-Verstehen, einen hermeneutischen Zugang zu den Texten auf der Grundlage interpretatorischer Schemata, die sprachanalytische Erkenntnistheorien an die Hand geben. Literarische Texte können, so die These, über die Strukturen ihrer Glaubens- und Wissenskonzepte »textinterne Epistemologien« in einem schwachen und vielfach vagen Sinne entwerfen.

Die Analyse der prototypischen Verwendungsweisen epistemischer Ausdrücke wie »Erkennen«, »Glauben« und »Wissen« eröffnet in gewisser Hinsicht einen privilegierten Zugang zu epistemischen Annahmen, die einem bestimmten Sprachgebrauch zugrunde liegen. Ich meine, dass dieser Schritt gerade bei fiktionalen Werken mit prekärer Semantik und komplexer Sprachverwendung *einen* zentralen Zugang zum Sinn des Gesagten ermöglicht. Insofern als epistemische Aspekte des *discours* wie Glaubens- und Wissensprädikate, textliche Wissens- und Selbstwissensbegriffe, die versprachlichte Raum-, Zeit- und Objektwahrnehmung oder die Korrelation von Darstellungsakt und dargestellter Welt den Modus von Propositionen der Text-*histoire* bestimmen, ist der Zugriff auf die Text-*epistémè* ein privilegierter Zugang zu konstitutiven Sinnstrukturen fiktionaler Texte.<sup>16</sup> Wie

---

<sup>16</sup> Mit *discours* bezeichne ich die Gesamtmenge der Präsentationsmodi der dargestellten Welt, mit *histoire* die Gesamtmenge der aus den Textsätzen ableitbaren Propositionen; *epistémè* steht mit Bezug auf Texte für die Menge der epistemologisch relevanten Textstrukturen. Vgl. Cohn: *Transparent Minds*; Genette: *Die Erzählung*; Kutschera: *Sprachphilosophie*; sowie Titzmann: *Semiotische Aspekte der Literaturwissenschaft*, Sp. 3064–3087. Mögliche Ebenen der Versprachlichung epistemischer Aspekte in fiktionalen Texten wären etwa: (1) Die Kategorien, Begriffe und sprachlichen Strukturen der fiktionalen Welt(en) des Textes, (2) die Korrelation von Darstellungsakt und dargestellter Welt (Erzähl- und Sprechsituation, Perspektivierung von gewussten Gehalten, Fokalisierung, Bewusstseinsgrade, usw.), (3) die Zeit- und Raumsemantisierung (semantische Teilordnungen der dargestellten Welt), (4) die innertextlichen Realitäts-, Wissens-, Bewusstseinsbegriffe, (5) die versprachlichte Raum-, Zeit- und Objektwahrnehmung (mit ihren Beschreibungs- und Klassifizierungsinventaren), (6) Personen- und Biographiekonzepte (z. B. Selbstkenntnis, Wissens- und Bewusstseins Ebenen), (7) Prozesse der Folgerung und Rechtfertigung (Denkprozesse, Schluss- und Sprechregeln, usw.) oder (8) die Handlungs-, Denk- und Redepraxis der Textinstanzen (Verhältnis kognitiver, volitiver, emotiver und perceptiver mentaler Gehalte). Über explizite Erkenntnistheoreme und Diskursreferenzen auf Erzähler- oder Figurenebene hinaus weisen fiktionale Texte eine Vielzahl von Glaubens- und Wissensaspekten auf, die auf ihren Gehalt und auf die Weisen ihres Ausgedrückseins hin interpretiert werden können. Eine Erweiterung solcher textstrukturell angelegter Überlegungen könnte mit Hilfe neuerer Ansätze

stichhaltig dieses narratologische Postulat ist, kann nur die textinterpretatorische Praxis erweisen.

Für die Deutung der fiktionalen, aber auch der erkenntnistheoretischen Texte ist bedeutsam, dass sich die epistemischen Aspekte von Sprache nicht auf Satzaussagen oder Textpropositionen beschränken lassen. Für die Klärung von Sinnintuitionen sind logisch-semantische Implikationen ebenso zu beachten wie pragmatische Implikaturen (d. h. Schlüsse aus einer Äußerung, die ein Hörer als vom Sprecher intendiert annimmt) als relativ stabile Muster des Sprachgebrauchs.<sup>17</sup> Während etwa die Wendung »ich weiß, dass« ein faktives epistemisches Verb enthält, das die Wahrheit des Gewussten präsupponiert, enthält »ich glaube, dass« diese Bedingung nicht. Während ein »Glauben« über eine skalare Implikatur ein Nicht-Wissen mitsagt, ist der Schluss vom »Wissen« auf ein notwendig mitgesagtes Glauben eher eine strittigere Sprachintuition. Die logische Form eines Satzes ist unvollständig, ist zu ergänzen durch pragmatische Quellen von Wissen über Bedeutung. Dieser Weg der Textinterpretation gründet sich auf die von der Sprechakttheorie und pragmatischen Linguistik eingeführte Differenzierung zwischen dem, was ein Sprecher/Autor mit seiner Äußerung tatsächlich meint bzw. intendiert (*utterer's meaning*) und dem, was ein Hörer/Leser vernünftigerweise als Sprecher- bzw. Autormeinung oder -intention annehmen kann (*utterance meaning*). Die beiden Aspekte sind logisch distinkt und müssen nicht koinzidieren. Die Rekonstruktion einer textinternen Epistemologie ließe sich kennzeichnen als Versuch, auf einer Mittelebene zwischen philosophisch-konzeptueller Analyse und reiner Textinterpretation *einen* möglichen Zugang zum Sprachgebrauch in literarischen Texten im Sinne von *utterance meaning* zu eröffnen.<sup>18</sup>

Damit zurück zu den drei Textausschnitten. Dass für die Textanalyse neben der Rekonstruktion ausgesagter Gehalte die Bedeutung der Weisen des Aussagens entscheidend ist, kann anhand der modalen Marker in den oben zitierten Texten gezeigt werden. Modalisierungen und ihre epistemischen Aspekte sind

---

der Narratologie geleistet werden, vgl. Butte: *I Know That You Know That I Know*; Fludernik: *The Fictions of Language and the Languages of Fiction*; Herman (Hg.): *Narrative Theory and the Cognitive Sciences*; Kindt/Müller (Hg.): *What is Narratology?*; Palmer: *Fictional Minds*; Surkamp: *Narratologie und Possible-Worlds Theory*; oder Zunshine: *Why We Read Fiction*. Hierzu die grundlegende Kritik in Mansour: *Stärken und Probleme einer kognitiven Literaturwissenschaft*.

<sup>17</sup> Zu sprachphilosophischen und linguistischen Aspekten der Differenz von Implikation und Implikatur vgl. Asher/Lascarides: *Logics of Conversation*; Cruse: *Meaning in Language*; Levinson: *Presumptive Meanings*; und Ludlow (Hg.): *Readings in the Philosophy of Language*.

<sup>18</sup> Zur pragmatisch orientierten Sprachanalyse: Grice: *Studies in the Way of Words*, hier insb. I/2, S. 22–40, I/5, S. 86–116, I/6, S. 117–137, II/14, S. 213–223. Hintergrundmaterial zu Sprechakttheorie und Textanalyse: Anscombe: *Die erste Person*; Austin: *How to do Things with Words*; Searle: *Speech Acts*; Searle (Hg.): *The Philosophy of Language*; Strawson: *Logico-Linguistic Papers*; und Tollhurst: *On What a Text Is and How it Means*; hierzu die Kritik in Olsen: *The »Meaning« of a Literary Work*.

in fiktionalen Texten besonders komplex.<sup>19</sup> Wenn etwa Text 1 die Modalpartikel »unmöglich« gebraucht oder unter Zuhilfenahme des nicht-epistemisch verwendeten Modalverbs »können« sagt: »da Natur in Erkenntnis nicht aufgehen, Leben im Letzten sich nicht belauschen kann«, so ist festzuhalten, dass nicht nur Unmöglichkeit im Sinne von »Nicht-Zugänglichkeit für die Erkenntnis«, sondern prinzipielle Unmöglichkeit ausgedrückt ist. Es geht nicht nur um Defizite wissenschaftlichen Hypothesenwissens, sondern um die begriffliche Unmöglichkeit des Selbstbegriffens. Insofern umfasst das obige »nicht können« nicht nur die epistemische Unzugänglichkeit des nicht-introspektiv erfassten »Selbst«, sondern die prinzipielle Unmöglichkeit vollständiger Selbsterfassung: »dem Leben schien es verwehrt, sich selbst zu begreifen. Die Mehrzahl der biochemischen Vorgänge war nicht nur unbekannt, sondern es lag in ihrer Natur, sich der Einsicht zu entziehen.« (426) Auch wenn Text 1 präterital (»Was war das Leben? Man wußte es nicht.«) formuliert ist und mit metaphorischer Sprache arbeitet (»einem Sich-in-sich-Wühlen der Natur«), lassen an der Verwendung modaler Ausdrücke die Konturen erkenntnistheoretisch relevanter Aussagen ablesen.

Durch Modalpartikeln und -adverbien, Verb- und Satzmodi sowie Modalverben werden epistemische Redehintergründe erzeugt, die der Faktizität von Propositionen (»It-is-so«) eine sprecherbezogene Sinnkomponente hinzufügen (»I-say-so«). Alle drei Textkapitel sind gespickt mit modalen Markern (»so möchte ich sagen, daß«, »unzweifelhaft«, »bis zu einem gewissen Grade«, usf.), die sowohl den Sprecherbezug erhöhen als auch die Sprechersicherheit abschwächen. Diesen Effekt nutzt in markant ironischer Weise Text 3, indem er den Konnex zwischen den beiden cartesianischen Argumentsätzen »Ego cogito« und »Ego existo« nicht durch das nicht-epistemische Modalverb »müssen« benennt, sondern durch ein »können« die Struktur des Arguments modal konterkariert: »haben wir es allerdings als Erwachsene dahin gebracht, bei jeder Gelegenheit denken [Ego cogito] zu können [sic!] »Ich bin« [Ego existo], falls uns das Spaß macht«. Gerade in der Modalisierung liegt die erkenntnistheoretisch einschlägige Pointe dieser Aussage. »Wissen« und »Selbstwissen« werden in allen drei Texten zweifelhaft, wobei der Modus des Zweifels und seine Versprachlichung begriffliche Differenzierungen voraussetzen, ohne die die Rede vom »Glauben« und »Wissen« unverständlich wäre.

Der fiktionale und ästhetische Ausdrucksmodus literarischer Texte stellt besonders hohe Anforderungen an die interpretatorische Rekonstruktion von Glau-

---

<sup>19</sup> Zu Fiktionalität, Modalität und zum Konzept der möglichen Welten vgl. Doležel: *Possible Worlds and Literary Fictions*; Genette: *Die Erzählung*; Greimas: *Du sens II*; Lamarque: *Fictional Points of View*; Lamarque/Olsen: *Truth, Fiction, and Literature*; Lewis: *An Analysis of Counterfactuals*; Titzmann: *Semiotische Aspekte der Literaturwissenschaft*. Zu linguistischen und sprachphilosophischen Aspekten modaler Strukturen vgl. Fritz: *Wahr-Sagen*; Grewendorf u. a.: *Sprachliches Wissen*; Kutschera: *Sprachphilosophie*.

bens- und Wissensaspekten. Über die Techniken ästhetischer Darstellung bestimmt sich die Art und Weise, wie Bewusstseinsräume konstituiert, welche mentalen Gehalte ihnen zugewiesen, wie Glaubens- und Wissensgehalte fixiert werden. Für die Textanalyse ist wichtig, dass Einstellungen wie Glauben und Wissen insofern einen Sonderstatus in der Textsemantik einnehmen, als ohne Perspektivik, also opake Glaubens- und Wissenskontexte und deren (selbst)bewusste Trägerinstanzen, keine Textpropositionen angebbar sind: ohne *discours* keine *histoire*. Über das Aussagen von Glauben und Wissen hinaus haben fiktionale Texte die Möglichkeit des indirekten Zeigens, des Transparent- oder Opak-Machens von Gewusstem oder Geglaubtem. Die Erzähl- und Sprechsituationen, die Darstellungsakte und Redeebenen sowie die Perspektivierungs- und Fokalisierungstechniken erzeugen in der innertextlichen Pragmatik epistemische Strukturen, die das ausgesagte Wissen und Gewusste überlagern. Für die drei angegebenen Textauszüge lässt sich dieser Sachverhalt folgendermaßen skizzieren:

Text 2 eröffnet seinen *discours* mit dem epistemischen Ausdruck »ich glaube« und gibt aus der Ich-Perspektive eine reflexive Figurensicht wieder, die sowohl beglaubigend als auch epistemisch abschwächend auf die geäußerten Aussagen wirkt. Text 3 leitet seinen *discours* mittels einer Inquit-Formel ein, hält dann aber bei aller quasi-dialogischen Ansprache den Modus der reflexiv erinnernden Ich-Sicht in der Figurenrede durch: »wenn ich mich an meine früheste Zeit erinnere«. Die epistemische ›Transzendentalität‹ der *discours*-Perspektive wird im Dialogfortlauf für vielstufige Perspektivierungen genutzt, die von auktorial mitgeteiltem, aus Figurenperspektive nicht-gewusstem oder nicht-bewusstem »Wissen« (»kaum daß er es merkte«, 901) über den eingeschränkten Wissenshorizont des wahrnehmenden Gegenüber (»sichtlich war ihm etwas eingefallen«, 905) bis zur auktorialen Mitteilung von visuellen Gehalten ohne Wahrnehmenden (»erwiderte Ulrich und lächelte, obgleich es ja Agathe nicht sah«, 906) und von Denksitzen reichen (»[p] dachte er«, 909). Text 1 arbeitet mit ähnlich komplexen Perspektivierungen: »Was war das Leben? Man wußte es nicht.« Präterital gefasst im *style indirect libre* wird hier die transparente Innenperspektive des Figurenbewusstseins zur Mitteilung von reflexiv bewussten Wissensgehalten eröffnet, um höherstufige Wissensaussagen zu machen. Versprachlichtes Selbstwissen tritt trotz der grammatischen Dritte-Person-Perspektive zutage. Diese Weise, einen privilegierten Zugang zu mentalen Gehalten nicht über Erste-Person-, sondern Dritte-Person-Aussagen zu legen, ist eine spezifisch literarische Technik, derer sich philosophische Erkenntnistheorien in ihrer Darstellungsweise nicht bedienen können.

Vermittelt über Perspektiv- und Sprachstrukturen ist ein literarischer Text ein sensibler Indikator für das text- wie diskursintern Wiss-, Denk- und Sagbare. Natürlich kann ein Text innerhalb seiner paradigmatischen Wahlmöglichkeiten von epistemologischen oder sprachlichen Normen seines kulturellen Kontextes